che Bibliothek
gensburg

~~III. 268.~~
Paedag. 389.I

Karl Weber

und

seine Tochter.

Von

D. Daniel Collenbusch.

Erster Theil.

Altenburg,
in der neuen Verlagshandlung.
1802.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Dem

edelen Fürsten

Ludwig Friedrich

Fürsten zu Schwarzburg

der vier Grafen des Reichs Grafen zu Hohnstein, Herrn zu Arnstadt, Sondershausen, Lauterberg, Lohra und Clettenberg u. s. w.

aus

inniger Ehrfurcht

in

tiefster Unterthänigkeit

gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorrede.

Als ausübender Arzt, und als Volksschriftsteller hatte ich Gelegenheit, die Menschen in verschiedenen Lagen ihres häuslichen Lebens kennen zu lernen, sie offener und traulicher handeln zu sehen. Dieß führte mich auf die Ursachen der Körper- und Seelenleiden; ich fühlte mich

zur

zur Linderung der letztern eben so gut aufgefordert, als zur Entfernung der erstern, und ich hatte die Veranlassung zu dieser Schrift. Weil sie aus dem wirklichen Leben genommen ist: so wird sie — hoffentlich — auch für das wirkliche Leben nicht ohne Nutzen seyn.

Neben den Schriften, die das frühe Erwachen der sinnlichen Liebe begünstigen, und die mit frecher Stirn die Schamhaftigkeit des Mannes und des Weibes verscheuchen; oder die den ruchlosen Räubersinn mit dem Edelsinn verwechseln, und die die Tollkühnheit für ho-

hohen Muth, die Feigherzigkeit für edele Milde erkennen; oder die durch gekünstelte Darstellung der Unwahrscheinlichkeit der Lüge das Wort reden, die uns in die Zeiten der kindischen Mährchen versetzen, und eine Welt zeichnen, die nie war, nie seyn wird; oder die die Geistesroheit in Ueberbildung und Verbildung umschaffen — stelle ich eine Geschichte, die zwar auf ästhetische Schön-keinen heit Anspruch machen kann, die aber einem edelen Zwecke huldigt.

Dem gewöhnlichen Romanenleser dürfte die Einleitung zu lang seyn; ihn verweise ich auf die Geschichte selbst, die

Seite 110 beginnt. Hat er diese mit Aufmerksamkeit gelesen, und hat er also den Zweck des Buchs gefunden: dann wird er sich auch an die Einleitung wagen. Dieß hoffe ich; dieß glaube ich. —

Altenburg im May
1802.

Der Verfasser.

Ein=

Karl Weber und seine Töchter.

Einleitung.

Wer ein Vergnügen daran findet, die Ursachen aufzusuchen, wodurch die gewöhnlichen Menschen glücklich oder unglücklich, zufrieden oder unzufrieden sind, der wird sie oft so versteckt finden, daß es schwer hält, sie völlig heraus zu heben. Oft aber findet er sie so hell am Tage liegen, daß sie jedem in die Augen springen. Sie sind, oder scheinen gering: und äußern beträchtliche Wirkungen; sie scheinen und sind mächtig: und ihre Wirkung läßt sich nur mit Mühe vernehmen.

Man findet nur den Anstrich des Glücks: wo man das höhere Glück voraussetzt; und den Schein von Zufriedenheit: wo man die größte Unzufriedenheit entdeckt. Aber man findet dagegen auch die Zufriedenheit in reichlichem Maaße, wo andere das Gegentheil wissen wollen; man findet das wahre Glück, wo andere den allerunglücklichsten Zustand verkündigen. Und so erfährt man denn nach und nach: daß die Menschen in scheinbar gleichen, und in offenbar ungleichen Verhältnissen, bald glücklich und zufrieden, bald aber unzufrieden und unglücklich sind. Man sieht es nur zu deutlich: daß vieles sich ändern müsse, wenn der Himmel auf Erden kommen soll, den man uns verkündigte.

Nun kann man es nicht läugnen, daß an dem Aufsuchen derjenigen Ursachen, die die Gebährerinnen des Glücks und des Unglücks, der Zufriedenheit und der Unzufriedenheit sind, sich sehr viele Unannehmlichkeiten anschließen, und daß man durch unerwartete Erfahrungen von seinem Vorhaben könne zurückgeschreckt werden. Aber es

ist

ist doch auch etwas Angenehmes, sich durch interessante, beruhigende und aufmunternde Entdeckungen überrascht zu sehen. Nur muß man auf bestimmte Genüsse Verzicht thun. Hierdurch erhält dieses Geschäft etwas überaus Anziehendes, und die Neigung zu ihm, erhebt sich bey einigen Menschen immer mächtiger. Sie resultirt gewiß aus dem physischen und geistigen Menschen, in dem sie tief verborgen liegt, und mit dem sie innig verwebt ist. Es würde daher Mühe und Aufopferung kosten, wenn man diese Neigung unterdrücken und durch eine andere beherrschen wollte.

Allein, es giebt viele Menschen, die es nicht zugeben wollen, daß ein Fremder ihren Zustand betrachte, daß er darüber nachdenke, ihn beurtheile und die Mittel zur Aenderung in Vorschlag bringe. Diese verriegeln dem Beobachter alle Zugänge, aber gewöhnlich erst dann, wenn er seine Beobachtungen bereits angestellt hatte, und wenn er sein Urtheil und seine Vorschläge laut werden läßt; also zu spät.

Die-

Dieses erweckt dann mannigfaltige Leidenschaften, die sich auf verschiedene Arten äußern. Es erweckt ein gewaltsames Widerstreben gegen eine Wirkung, deren Ursache sie nicht kennen.

Unbekümmert um das Wohl oder das Wehe ihrer Nebenmenschen, können viele Menschen es nicht begreifen, daß es einem Andern einfallen könne, über dasselbe nachzudenken und seiner Ursache auf die Spur zu kommen. Sie erklären demnach diese Absicht für unerreichbar, für Thorheit und Vorwitz; sie halten sie für längst erfüllt, oder sie erkennen in dem regesten Willen einen harten Zwang, und die Sucht sich auszuzeichnen. Die Billigern erklären das ganze Unternehmen für unverdienstlich.

Das sind aber Menschen, die nie eine Arbeit beginnen, wenn ihnen der berechnete Lohn nicht ganz, oder zum Theil gesichert ist. Menschen, die keinen Baum pflanzen, weil die Ernde unsicher bleibt. Menschen ohne Muth und Kraft. Sie blicken nicht ein Haarbreit über den Kreis

hin-

hinaus, in dem sie vegetiren; sie halten diesen Kreis für die ganze Welt; es gefällt ihnen in ihrer Welt, ohnerachtet sie auch ihre Unvollkommenheiten wahrnehmen. Aber sie fürchten: das morsche Gebäude werde ganz zusammen stürzen, wenn man eine Verbesserung vornehmen wollte. Sie nehmen daher mit ihr vorlieb.

Wenn nun irgend Jemand im Allgemeinen die Bemerkung macht: daß ein vernünftiger Mensch darauf ausgehen müsse, für sich und für die Nachkommenschaft zu arbeiten, so zürnen oder schmollen sie. Und wenn dieser dann sich aufgefordert fühlt, Hand an das Werk zu legen: so glauben sie steif und fest, alle seine Unternehmungen wären auf ihre Welt gerichtet; er wolle nur in ihrem Kreise den Späher und den Verbesserer machen.

Wenn sie dieses glauben; wenn Andere ihren Glauben nähren: so bildet sich eine wechselseitige Vereinigung, die dahin gerichtet ist, dem unberufenen Späher und Verbesserer seine Absicht

zu vereiteln, und der Wille, ihm das aus den Händen zu reißen, was er ergriffen hatte. Die innern und äußern Motiven bestimmen dann auch die Mittel. Man handelt als offenbarer Widersacher, oder als heimlicher Feind; man verläumdet, haßt, fürchtet, neckt, kurz man wendet alles an, die Absicht verdächtig zu machen; und nie trennt man die Sache von der Person.

Die Zahl dieser Unbesonnenen nimmt schneller zu, wenn einer aus ihrer Mitte die Rednerbühne besteigt, und da das drohende Ungewitter recht schreckend bezeichnet. Hat dieser sich bey ähnlichen Veranlassungen, als Meister in dieser Kunst gezeigt: so ist er seines Beyfalls desto gewisser. Alles drängt sich an ihn hin; und die Gesammtausfälle werden heftiger. Man setzt die Lüge der Wahrheit entgegen; die List der Offenheit, und der Streit kann sich sehr schnell zu ihren Gunsten entscheiden. Denn was vermag Einer gegen Viele, vorzüglich wenn diese mit Waffen auftreten, die der Eine verachtet, und die er also nicht führen mag.

Wer sich in diese Lage versetzt fühlt, dem muß es allerdings viele Ueberwindung kosten, seinem Vorhaben getreu zu bleiben. Er kann auf einem Scheidewege stehen, und die Wahl wird ihm schwer. Soll er der allgemeinen Meynung nachlaufen? oder soll er auf dem Wege bleiben, der ihn der allgemeinen Meynung gerade entgegen führt?

Doch er darf nur einige Zeit auf der Stelle stehen bleiben, wo er stand, und er wird Männer kommen sehen, die mit starken Schritten zu dem nehmlichen Ziele eilen, das er sich aufsteckte. Sie werden seine Verlegenheit entdecken; ihm die Narben zeigen, die der Kampf gegen die Thorheit hinterließ; sie werden ihm auch frische blutende Wunden sehen lassen. Und — er wird ihren Muth anstaunen.

Liebreich werden sie ihn zum Fortschreiten ermuntern; sie werden ihm die Hand reichen, und geschlossen wird der Bund. Ein Bund, der des Schutzes eines geduldeten Ordens nicht bedarf, und der

die ungeduldeten verachtet. Ein Bund, der das Ordensband verwirft, welches die Neugierde knüpft und die Gleichgültigkeit auflöst.

Das Auswechseln gemachter Bemerkungen; das Austauschen der Ideen; der gleiche Sinn und das ähnliche Streben, bringen die Menschen näher zusammen, und vereinigen sie fester, als der feyerlichste Eyd und das schauerlichste Gelübde. Man wirkt im Stillen oder offener; gemeinschaftlicher oder einzeln, jeder in seinem Kreise, nach seinen Kräften und in seiner Weise. Man theilt die erhaltenen Wunden: und ihre Heilung wird leichter; man leidet für die Verbündeten: und diese übernehmen fremdes Leid.

So hat man denn das große Mittel, den Muth aufrecht zu erhalten, wenn die Geschäftigkeit alberner und boshafter Menschen Hindernisse in den Weg tragen. Man weiß es, daß die Wahrheit Haß erweckt, und daß diejenigen am lautesten werden, die sich am mehresten getroffen

fühlen;

fühlen.; und — man entdeckt hierinnen die Wirkung, die man beabsichtigte.

Und siehe! man schreitet muthvoll vorwärts. In der Ferne das ersehnte Ziel und die ermunterndsten Beyspiele der Vollendung; die Wahrheit zur Seite, und den guten Willen in sich, alle Menschen zu lieben, die Freunde wie die Feinde. Die Unzufriedenheit soll seltner werden auf der Erde; die Zufriedenheit soll ihr holdes Antlitz emporheben, und das Glück soll das Unglück verdrängen. Der Weg soll offener und ebener werden, der zu der Quelle führt, aus welcher das wahre Glück und die höhere Zufriedenheit emporsprudeln; die Menschen sollen veranlaßt werden, fleißiger dahin zu wallfahrten, in ihrer Nähe zu verweilen, und das helle Wasser des Lebens von dem trüben und stinkenden Wasser des Todes unterscheiden lernen.

Die Absicht ist gut. Aber der Mensch wird nicht immer das Mittel dem Zwecke genau anpassen. Doch nie wird er glauben, daß der

Zweck

Zweck das Mittel heiligen könne, selbst dann nicht, wenn er sieht, daß das Erwarten seine Absicht nicht krönte. Was ihm nicht gelang, das gelingt vielleicht dem Nachfolger, der auf seine Schultern tritt, und der seine Fehlgriffe benutzt, um sich vor ähnlichen Fehlgriffen zu sichern. Und jeder wahre Mensch sagt: Amen!

Sehr häufig hat man Gelegenheit die Bemerkung zu machen: daß es neben den bescheidenen und billigen Männern auch sehr viele giebt, die das weibliche Geschlecht aus einem ganz eignen Gesichtspunkte betrachten. Sie nähren dadurch den Glauben: es erhebe sich dasselbe durch mancherley Vorzüge über das ihrige. Darum sehen sie von ihrer Arbeit, hin auf das Mädchen und das Weib, die minder belastet, und weniger gefesselt, ihr Tagewerk zu treiben scheinen. Sie erheben ihre Sorgen und ihre Verantwortlichkeit weit über die Sorgen und die Verantwortlichkeit des Weibes und des Mädchens hinaus, und hierdurch werden sie veranlaßt zu glauben und zu behaupten: das weibliche Geschlecht zähle weit mehr glückliche und zufriedene Menschen, als das

männ-

männliche; wenigstens wäre es ganz seiner Willkühr überlassen, glücklicher und zufriedener zu seyn.

Die nächste Folge dieses Glaubens und dieser Behauptung ist eine Behandlungsart von Seiten der Männer, die gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was man an dem weiblichen Geschlecht beneidet. Darum ist die verhältnißmäßige Zahl der glücklichen und zufriedenen Weiber und Mädchen weit geringer, als die Zahl der zufriedenen und glücklichen Männer. Immer habe ich dieses gefunden.

Wenn man nun die Verhältnisse des Mannes zum Weibe, und des Jünglings zum Mädchen etwas genauer betrachtet; wenn man die Vortheile berechnet, die jedem Einzelnen hieraus erwachsen, und die Nachtheile aufwiegt, die man einander aufbürdet, oder die man willig übernahm; wenn man die Ursachen aufsucht, die die Weiber, die Mädchen, die Jünglinge und die Männer glücklich oder unglücklich, zufrieden oder unzufrieden machen und machen können: so wird auch der

der Glaube genährt, daß das weibliche Geschlecht nicht so viel glückliche Menschen aufweisen könne, als das männliche, und daß bey ihnen die Zufriedenheit seltner gefunden werde, als bey den Männern.

Ich suchte die Belege zu dieser Behauptung in der Vorzeit, mehr aber und vorzüglich in der Gegenwart. Ich reihte das, was ich gesehen und verglichen hatte, an einander, und so formte sich diese Geschichte.

Ich wollte sie als Mittel zu meinem Zwecke benutzen, und glaubte meine Ideen über diesen Gegenstand damit vereinigen zu müssen; so entstand diese Einleitung.

Weil aber diese Einleitung das Gepräge einer etwas ernsthafteren Abhandlung trägt, als man in den gewöhnlichen Geschichtserzählungen zu suchen und zu finden gewohnt ist: so werde ich veranlaßt, meine Leser zu bitten, ihr einige Aufmerksamkeit zu schenken. Sie gehört zum

Ganzen. Ihr verdanke ich diese Geschichte und die Geschichte weckte diese Ideen. Sie legt die Absicht dar, die ich mit der Geschichte bezwecke.

Diese Absicht mag es denn auch entschuldigen, wenn in der Einleitung und in dem Gange der Geschichte die Schonung nicht immer bemerkbar ist, die sich mehrere Männer und Jünglinge wünschen dürften; und wenn es scheinen könnte, ich hätte mich zu ausschließend als Vertheidiger der Weiber und der Mädchen aufgeworfen.

Doch man wird es auch finden: daß ich es durchaus mißbillige, wenn Weiber und Mädchen die Ursache ihrer Unzufriedenheit und ihres Unglücks den Männern und Jünglingen aufbürden, und wenn sie das Glück und die Zufriedenheit auch aus den Händen fremder Menschen erhalten wollen. Ich möchte vielmehr die Kraft erwecken, die in den Weibern und Mädchen mehr schlummert als wach ist, und auch sie dürfen nicht mit mir zürnen, wenn ich mich veranlaßt fühlte, einige aus ihrer Mitte etwas unsanft zu rütteln.

Den

Den geschichtlichen Knoten habe ich weder mühvoll noch künstlich in einander geschlungen; weil ich die Absicht nicht hatte, meine Leser durch das unerwartet schnelle Lösen desselben, in Erstaunen zu setzen, oder ihre Aufmerksamkeit krampfhaft zu spannen. Ich erzähle die Geschichte des Tages, einfach und ohne Schmuck, wie ich sie fand, und wie sie jeder aufmerksame Mensch in seiner Nähe finden wird.

Ich dachte mir nur solche Leser, die jener heroischen Mittel nicht bedürfen, um fortzulesen. Und wäre es nicht ein trauriges Zeichen der Zeit, wenn man durch diese Mittel allein, die Leser gewinnen, und ihre Aufmerksamkeit fesseln müßte? Es giebt ja noch verschiedene geschätzte Schriftsteller, die ihre handelnden Personen nur in dem Alltagskleide auftreten lassen, und die den Putz eben so sehr hassen, als die Mummerey. Zwar wage ich es nicht, meine Arbeiten den ihrigen an die Seite zu stellen; nur meine Absicht soll sich an die ihrige anschließen.

Es waren nicht blos ungebildete und unbillige Männer, die das weibliche Geschlecht für glücklicher als das männliche erklärten, und die die Ursache hiervon in den vielen Begünstigungen und der nachsichtlichen Behandlung suchten, die man im Allgemeinen den Weibern und Mädchen ertheilte, und die sie ihnen insbesondere zuerkannten. Auch gebildetere Männer, Männer die sich durch gemäßigte Urtheile und durch ihre Kenntnisse Ansehen erworben hatten, dachten so; wenigstens sagten sie das nehmliche.

Auf diese Weise verwandelte sich diese Behauptung in eine Sage. Man wiederholt sie — weil sie wiederholt wird; man vertheidigt sie, wenn sie angegriffen wird. Der Mann am

Schrei-

Schreibepulte, und der Mann in der Werkstätte; die Herren vom Degen, von der Feder und von dem Leder — wie sie ein beliebter Schriftsteller nannte — sind nicht selten geneigt, ihre eigenen Arbeiten für mühvoller, künstlicher und wichtiger auszugeben, als die Arbeiten ihrer Nebenmänner. Wer dieses glaubt, wer dieses kann: der wird seine Arbeiten — in Vergleichung mit den Arbeiten der Weiber und Mädchen — für gigantisch erklären, und jene mehr für Spielerey, Tändeley und Zeitvertreib, als für eine Arbeit halten, die eine gemäßigte oder angestrengte, eine unterbrochene oder anhaltende Aufmerksamkeit verlangt.

Wer den Müssiggang, oder die Befreyung von aller körperlichen und moralischen Anstrengung, für das größte Glück des Erdenlebens erkennet, und dann die Weiber und die Mädchen für nichts anders als geschäftige Müssiggänger hält: der ist zur Fortpflanzung jener Sage völlig geeigenschaftet; er wird sie vertheidigen; er wird behaupten: daß man dem weiblichen Geschlechte

schon zu viele Vortheile zugestanden habe, und daß man den übrig gebliebenen Rest mit beyden Händen bedecken müsse. Er wird sich demnach vieles erlauben, was der billigere Mann nie unternehmen wird.

Das ungebildete Weib und das rohe Mädchen hören die erwähnte Behauptung der Männer. Sie sehen es, wie diese darauf ausgehen, ihnen etwas von den Vorrechten zu rauben, um welche man sie beneidet, oder sie in dem Besitze zu beunruhigen, den sie als rechtmäßig erkennen, weil er durch ihre Vorfahren behauptet wurde. Dieß wird sie veranlassen, einen höhern Werth auf dasjenige zu legen, was man ihnen entreißen will. Sie werden sich durch den Verlust, durch die Schmälerung dieser Vorrechte gekränkt und unglücklich fühlen, aber sie werden auch ihre Freude laut werden lassen, wenn es ihnen gelang, den angreifenden Theil zurück zu schrecken und das zu behalten, was man ihnen nehmen wollte. Sie werden noch weiter hinausreichen, um mehrere Vortheile zu erhaschen, und zuerst diejenigen erkiesen,

kiesen, die der Mann eben nicht sehr achtet. Gelingt auch dieses: so werden sie sich an Vortheile wagen, die der Mann mit mehrerer Aufmerksamkeit vertheidigt.

Die Klügern unter diesen Weibern und Mädchen lassen die zuletzt erwähnten Vortheile unangetastet, aber destomehr benutzen sie die geerbten minder wichtigen, und sie fühlen sich in ihrem Besitze glücklich; sie sind zufrieden.

Wer aber dieser Klugheitsregel nicht huldigt; wenn das Weib den Mann immerdar beunruhigt; wenn sie ihn so sehr reizt, daß er die geraubten Rechte sammt den ihrigen an sich nimmt: dann wird sie als eine Ueberwundene sich unglücklich fühlen; sie wird keines ihrer Vorrechte achten und in eine Gleichgültigkeit versinken, die nie die Quelle der Zufriedenheit seyn kann. Oder sie wird in einem immerwährenden Entgegenstreben ein Leben führen, das der nagende Neid und der zehrende Kummer schneller enden, als die Natur wollte.

Wer

Das gebildete Weib und das gebildete Mädchen werden dem Manne, der seine Arbeiten zu sehr für Arbeit erklärt, und der ihre Geschäfte zu tief herabwürdigt, mit Bescheidenheit unter die Augen treten, ohne auf die Vorrechte zu pochen, die andere Weiber vertheidigen und die sie an sich zu reißen verstanden. Sie werden dem Manne die Frage zur Beantwortung vorlegen: ob er nicht die Gelegenheit, die Muße und die Mittel erhielte, seine Arbeiten kennen zu lernen, um sich zu üben? und ob er sie nicht unter mehrerer oder minderer Auktorität anfange und vollende?

Würde dieser Mann behaupten: es ließe sich von seinen Arbeiten das Unangenehme, Drückende und Lästige nicht trennen, das sich hinzugesellt; so werden sie fragen: ob es etwas Unangenehmes sey, wenn der Mann die Natur belauscht, ihre Werke bewundert, ihr nachahmt, oder wenn er die Nachahmungen Anderer beurtheilt und benutzt? Sie wird das Lästige und Unangenehme kennen wollen, das der Mann

ein-

einerndet, wenn er die Summe des eigenen Wissens vermehrt, wenn er den Sieg über anerzogene Neigungen und Vorurtheile erkämpft, um als freyerer Mensch denken, wollen und handeln zu können?

Sie werden ihm auch sagen: daß es nichts Geringes sey, als Selbstschaffer neuer Ideen erscheinen zu dürfen; daß der Muth und die Kraft herrschende Meynungen anzutasten, zu bekriegen und zu besiegen; die Gabe, diese gegen bessere zu vertauschen und Dunkelheiten so aufzuhellen, daß der Glanz die lichtscheuen Augen nicht blende; daß das Glück in eigenem Lichte zu wandeln und andere im Lichte wandelnd zu wissen; daß die Möglichkeit, ganze Völkerschaften zu veredeln und glücklich zu machen; daß die Kunst einen wohlthätigen Gemeingeist zu verbreiten; daß die Wahrscheinlichkeit, in der Körperwelt als Meister erscheinen und sich über tausende erheben zu können; daß diese und viele ähnliche Vortheile und Verhältnisse, die das Weib und das Mädchen selten näher als dem Nahmen nach kennen; die sie zur Ehrfurcht gegen die Männer auffordern;

die

die Dankbarkeit gegen sie erwecken; Schonung gebähren und Hochachtung unterhalten — daß diese nur der Mann schwere Arbeit nennen könne, der in der körperlichen und der geistigen Unthätigkeit sein Glück und seine Zufriedenheit suche, oder gefunden habe; oder aber der, der sich nicht einmal die Mühe gab, seine Verhältnisse als Jüngling und als Mann kennen zu lernen.

Sie werden ihn ferner fragen: ob das Zutrauen, das der Staat den Männern schenkt; die Pflichten, wodurch er sie ehrt; die Würden, wodurch er ihre Verdienste stempelt; der Rang, wodurch er sie erhebt; die Vortheile, wodurch er sie begünstigt; die Gewalt, die er in ihre Hände liefert, und wodurch er sie auszeichnet; der Dank, den er ihnen zollt; die Freyheiten, die er ihnen gestattet, ob diese und ähnliche Vorzüge, die dem Weibe und dem Mädchen nie zu Theil werden; um die sie, vermöge ihrer körperlichen und geistigen Ausbildung, nicht werben können; die sie wegen der Geschäfte, die man ihnen überließ, von sich ablehnen müssen — durch die

Gunst-

Gunstbezeugungen aufgewogen werden, die ihnen die Männer lieber mit karger, als offener Hand ertheilen?

Würde der Mann nicht errōthen, der sich erst von einem Weibe oder von einem Mädchen müßte sagen lassen — was er ist, und was er seyn kōnnte?

Es verräth demnach einen hohen Grad von Nachgiebigkeit und Anspruchlosigkeit, wenn die Weiber und die Mädchen sich für abgefunden halten; oder aber es zeugt von vielem Leichtsinn, oder von einer sonderbaren Gutmüthigkeit, wenn sie sich dabey so gegen den Mann und gegen den Jüngling benehmen, daß diese veranlaßt werden zu glauben und zu behaupten — es wäre sehr gut für das weibliche Geschlecht gesorgt; es kōnnte zufrieden seyn; es müsse glücklich leben; glücklicher als sie.

Der Egoiste wird den Schein für Wahrheit halten; er wird die kältere Vernunft nie zur

Entscheidung auffordern, sondern die Beweggründe nähren, wodurch er bestimmt wurde, die Weiber und die Mädchen für glücklicher und zufriedener zu halten, und wodurch diese veranlaßt wurden, ihn in dem Besitz seines Glaubens und der mit ihm vereinigten Vorrechte nicht zu stöhren. Aber er wird es wohl nicht einmal wissen, wie er dieses anzufangen habe. Er wird die Motiven nicht kennen, die die Weiber und die Mädchen veranlaßten, so und nicht anders gegen ihn zu handeln. Seine Trägheit gebietet Ruhe. Sein Egoismus schließt das Tribunal zu, vor dem die Entscheidung gehört. Er mag die Gewißheit nicht, weil er in der Ungewißheit seine Zufriedenheit und sein Glück findet.

Unter den Tugenden kenne ich eine, die mehr das Werk der gewöhnlichen Erziehung, mehr angebohren, als das Werk der moralischen Bildung ist. Sie ist mehr das Eigenthum der Mädchen und der Weiber, als der Männer und der Jünglinge. Sie nimmt den größten Antheil an dem Glücke und der Zufriedenheit der Weiber und der Mädchen, und sie eröffnet auch den Männern und den Jünglingen eine Quelle der Zufriedenheit und des Glücks.

Sie ist die Zierde des weiblichen Geschlechts; sie verleiht allen andern Tugenden einen hohen Werth, und sie verbreitet auch einen hellen Schein oder einen sanften Schimmer um das Weib und um das Mädchen, je nachdem sie gebildet oder ungebil-

ungebildet sind. Sie giebt ihnen den Anstrich des Glücks und den Schein der Glückseligkeit, und sie erhebt das wahre Glück und die wahre Zufriedenheit zu einer mächtigen Höhe.

Wird diese anerzogene oder angebohrne Tugend das Werk der moralischen Ausbildung; beruht sie demnach auf festem Grundsatze: dann ist sie das schätzbarste Kleinod des Weibes und des Mädchens. Sie ist das Wahrzeichen des irdischen Engels. Je weniger das Weib und das Mädchen von dieser Tugend besitzen, desto weiter entfernen sie sich von jenem vortrefflichen Ideal. Der gänzliche Mangel senkt sie in eine Tiefe herab, in der uns ihr allerunglückseligster Zustand vor Augen liegt.

Ist diese Tugend nur eine Maske; ist sie nicht wirklich mit dem geistigen und körperlichen Wesen des Weibes und des Mädchens verwebt: so fällt sie auch ab, wie eine Maske, und die wahre Gestalt schreckt den braven Mann und den edeln Jüngling zurück. Nur dem Wüstlinge, dem

Manne, der die Tugend weder achtet noch kennt, kann das entlarvte Weib gefallen; nur dem Jüngling, der in der Untugend lebt, gefällt das entblößte Mädchen.

Ich lernte diese Tugend näher kennen, als ich die Ursachen aufsuchte, welche das Glück und die Zufriedenheit der Weiber und der Mädchen schaffen. Ich erkannte ihre verschiedenen Aeußerungen und die Folgen, die wieder aus ihnen entstanden.

Ich fand sie selten rein und ächt; selten als das Werk moralischer Ausbildung. Sie hatte — ich will mich dieses Ausdrucks bedienen — bey mehrern ihre Eigenthümlichkeit ganz oder zum Theil verlohren; sie war verfälscht. Sie äußerte demnach auch Wirkungen, die ich an der reinern Tugend nicht beobachtete, und die ich auch an ihr nicht voraussetzen konnte. Sie war auf mannigfaltige Art ausgeartet.

Sie machte unglückliche und unzufriedene

Weiber, und stellte sie den Männern und den Jünglingen in einem falschen Lichte dar. Sie hörte auf eine Tugend zu seyn. Sie erniedrigte sich zur Ziererey, zur Gefallsucht. Sie ward sogar das Mittel, den edeln Mann zu täuschen und zu beruhigen, wenn er im Begriffe war, die Verbrecherin zu ertappen. Sie lockte den wohlwollenden, unerfahrnen Jüngling in ein dichtes Netz, in dem er gerne sich fangen ließ und willig gefangen blieb. Man heuchelte diese Tugend, und sie wurde das Mittel zu den aller abscheulichsten Zwecken.

Das vermochte die wahre Tugend nicht; das konnte sie nie werden! Nur die Maske kann trügen. Sie wird jeden Menschen täuschen, der die Kennzeichen der Heucheley von den Zeichen der Wahrheit nicht sondern kann. Der wohlwollende argwohnfreye Menschenfreund wird durch sie veranlaßt, den Teufel in der Gestalt des Engels zu lieben, zu schätzen und zu verehren. Um desto abscheulicher ist diese Maske.

Nicht ohne Zagen wage ich mich an eine Tugend, die mir, als das Eigenthum eines edeln Weibes, die seligsten Tage des Lebens schuf; eine Tugend, durch welche ich so unaussprechlich glücklich bin; durch welche ich auch andere Männer glücklich weiß. Unangetastet bleibe sie, dieses Heiligthum! Nur nähren soll der Mann diese Tugend; nähren soll sie der Jüngling; nähren sollen sie alle Menschen, damit sie immer sichtbarer wirke auf der Erde. Schon der Gedanke sie zu mindern, sey jedem Menschen ein schreckliches Verbrechen; die That selbst gelte für die allerabscheulichste! Und das Himmelreich wird bald herein kommen!

Aber

Aber es ist auch die Pflicht eines guten Vaters und einer guten Mutter; die Pflicht des Erziehers und aller Menschen, dahin zu streben: daß diese Tugend nicht ausarte. Nur allein die ächte Tugend macht glücklich; die Abartung ist die Mutter der Unzufriedenheit und des Unglücks; ihre Wirkungen lassen sich nicht berechnen!

Die Schamhaftigkeit ist es, die ich hier meyne. Sie leuchtet wie eine Sonne von dem Angesichte des Mädchens und des Weibes; und Alles erhält durch sie ein liebreicheres Ansehen. Wo die Schamhaftigkeit nicht leuchtet: da ist schauerliches Dunkel; dichte Finsterniß.

Die Schamhaftigkeit ist eine mildere Gattung der Furcht. Die Seele ist sich eines Uebels, oder etwas Unangenehmes bewußt; sie kennt ihre Unvermögenheit dasselbe fortzuschaffen, indem sie zu gleicher Zeit begehrt, dieses thun zu können. Sie ist also eine Leidenschaft: — ein zur Wirkung gebrachter merklicher Grad des Verabscheuens und des Begehrens.

Der Körper wird hierbey zur Mitleidenschaft gezogen. Das Blut ströhmt ungewöhnlich schnell und heftig in die feinsten Aederchen; hier stockt es, und seine rothe Farbe schimmert durch; die Wangen, der Busen und mehrere Theile des Körpers werden roth, und röther, je nachdem die Haut feiner und das Blut flüssiger ist. Die Kraft des Herzens wird gemindert; es zittert. Das Athmen wird beschwerlich; die Zunge versagt ihre Dienste; der Mensch kommt aus seiner Fassung.

Die Seele wird mehr oder weniger zu diesem merkbaren Begehren und Verabscheuen veranlaßt, je nachdem sie ihre Begriffe oder die veranlassenden Ursachen berichtigte, je nachdem sie empfindend oder empfindloser ist. Der Körper empfindet diese Thätigkeit der Seele auch mehr oder weniger, weil die Schwäche, die Stärke, die Reizbarkeit, oder die Reizlosigkeit desselben die Grade bestimmt. Er wird auch daran gewöhnt, wenn diese Empfindungen öfterer auf einander folgen.

Hier-

Staatliche Bibliothek Regensburg

Hieraus folgt denn: daß die Grade der Schamhaftigkeit sehr verschieden sind; daß der Mensch sie vermehren und vermindern, erhöhen und erniedrigen könne, und daß er im Stande sey, ihr diese oder jene Richtung zu geben.

Die Schamhaftigkeit ist zum größten Theil das Werk der Erziehung. Man giebt dem Kinde Gebote und Verbote. Es soll vieles thun und wieder vieles darf es nicht thun. Das erstere nennt man schicklich; das andere unschicklich. Das erstere erwirbt ihm Lob und Beyfall; das letztere aber Verachtung oder Strafe.

Nun ist es aber wahr: daß die wenigsten Eltern die Grenzlinie kennen, die das Schickliche von dem Unschicklichen trennt; mithin werden sie auch hierinne entweder auf der einen oder der andern Seite zu weit gehen; oder sie werden das Kind in einer Ungewißheit lassen, die ihren großen Nachtheil erst in der folgenden Lebensperiode äußert.

Das reifere Alter sollte zwar die anerzogenen Begriffe zu berichtigen suchen, aber man weiß es, daß dieses selten geschieht. Und wenn es auch geschehen sollte: so wird doch der Maaßstab nicht zu Hülfe genommen, der hier allein gelten kann. Man wendet sich nicht an die kalte Vernunft, sondern an das warme Herz; also an einen trügerischen, bestechbaren Richter; an einen Richter, der die Gränzen seiner Gewalt bald ausdehnen, bald beschränken wird.

Auch werden die mehresten Menschen viel leichter und lieber einem Andern nachahmen, als selbst schaffen, und es ist demnach nicht gleichgültig, wohin diese Wahl fällt. Hier entscheiden mehrentheils die gesellschaftliche Nähe, oder der Ruf; der Erfolg ist also ungewiß.

Ist das Mädchen gezwungen von dem Mädchen zu lernen, und borgt das Weib bey dem Weibe: so werden sie selten den Reichthum finden, den sie voraussetzen. Alles verliehrt sich in einem Strohme von Nachahmung; die Originalität ist rar; die Männer haben dieses verschuldet, und immer häufen sie Schuld auf Schuld.

Die gewöhnliche Erziehung will es: daß man dem Mädchen die wissenschaftliche Bildung verweigere. Die meisten müssen mit der mystischen Religion vorlieb nehmen. Diese läßt entweder den Kopf leer und das Herz kalt; oder sie veranlaßt Schwärmerey. Das Weib hat weder Gelegen-

heit noch Zeit, das nachzuholen, was sie versäumte; sie vergißt wohl gar, was sie als Mädchen wußte. Sie lernt die Mittel nicht kennen, wodurch sie ihre Begriffe berichtigen und das Gefühl, die Neigung zur Tugend erhalten könne.

Aber immer wird sich in dem Mädchen und dem Weibe der Wille regen, nach einem Schatze wuchern zu dürfen und wuchern zu können, der der zerstöhrenden oder ändernden Laune nicht Preiß gegeben ist. Die angebohrne Thätigkeit des Geistes wird daher Gegenstände ergreifen, die keiner geistigen Bearbeitung fähig sind. Der weite Raum ist — leer.

Das Nachahmen ist leichter als das Selbstschaffen; aber es ist schwer ein gutes Original zu wählen unter den vielen schlechten, da die Abzeichen eben so ähnlich als trüglich sind. Schwer ist das Nachahmen, wenn die Originale, wie trügerische Gestalten, wie Nebel unter den Händen verschwinden. Man will Vielen gleichen, und gleicht Keinem. Man fühlt sich aufgefordert zu

ver-

verwerfen, wenn man eben gewählt hat. Man ändert und muß immer ändern. Man ist ein Werk, das nie vollendet wird.

Leben die Mädchen und die Weiber unter Menschen, die weder ganz gut, noch ganz schlecht sind; die weder das eine noch das andere wollen; sehen sie nur solche Menschen, deren Handeln in beständigem Widerspruche mit dem Wollen stehet; erscheinen die eignen Gefühle in einer fremden Gestalt, und unterjochen fremde Gefühle die natürlichen Triebe zur sklavischen Gefangenschaft: dann erhält der Charakter niemals die erforderliche Festigkeit.

Wechseln die Aeußerungen von Güte und Härte; von Sinnlichkeit und Enthaltsamkeit; von Sittlichkeit und Unsittlichkeit; von Duldung und Intoleranz; von Roheit und Bildung; von Leichtsinn und Ernst, so oft und so bunt durch einander ab: dann gewinnt das Auge der Seele nie einen festen Ruhepunkt. Sie schwindelt, wie der Körper schwindeln wird, wenn man von einer

beträchtlichen Anhöhe, ein buntes Gemenge verschiedener Gegenstände tief unter sich erblickt, von denen man keinen einzigen genau erkennen kann. Alles gleicht einem unvollendeten Gemählde, ohne Ordnung und Haltung, ohne Schatten und Licht.

In dieser Lage ist der Mensch das unglücklichste Geschöpf. Er verliehrt das, was ihn so schätzbar, so glücklich machen kann; er verliehrt die Wahrheit seines Charakters. Und ist es nicht zu bedauren, daß die angebohrne und anerzogene Schamhaftigkeit die Ursache hierzu werden kann?

Es werden in dem aufblühenden Mädchen Gefühle rege, und die Schamhaftigkeit gebietet ihr, sie nicht laut werden zu lassen. Das kostet mehr oder weniger Ueberwindung. An diese Gefühle schließt sich das Bewußtseyn des reiferen Alters an, und diese erwecken die Neigung zu Forderungen, die sie andere machen sieht. Sie versteht es vielleicht, ihre Forderungen auf dem geraden Wege geltend zu machen; es will aber

nicht

nicht gelingen. Sie wird schamroth, wenn man ihr diese anbietet, und sie findet, daß sie das rechte Mittel gewählt habe. Und so giebt es denn so Mancherley, das durch die Aeußerungen der Schamhaftigkeit am leichtesten erreicht wird, wenn andere glauben, daß sie aus richtigen und edeln Grundsätzen hervorgehe.

Was dem Mädchen anfangs Mühe kostete, das wird ihr in der Folge leichter. Sie heuchelt neben der Tugend der Schamhaftigkeit auch andere Tugenden. Sie wird Meisterin in der Verstellungskunst. Sie ist eine Schauspielerin, die während ihres Lebens nie von der Bühne tritt. Nur der Tod endet ihre Rolle. Wer immer in der Lüge lebt, wer nie wahr wird, der trägt ein höchst unbequemes Kleid, das ihm nicht anpaßt! Hat man die Wahrheit des Charakters verlohren, da verliehrt man sich selbst. Ich lasse den Vorhang fallen!

Die schönen Weiber und die schönen Mädchen wissen es sehr gut: daß sie durch eine mäßige Verschleyerung gewinnen; und die minder schönen gewinnen auch, weil sie etwas zu verbergen scheinen, das sie doch nicht besitzen. Bey den erstern setzt die Einbildungskraft der Männer vieles hinzu, und bey den andern schafft sie das, was sie gerne verborgen wissen möchte. Aber beyde — die Schönen und die Häßlichen gewinnen dadurch, daß sie das Gewand der Schamhaftigkeit tragen.

Sind die Weiber und die Mädchen hieran gewöhnt, und werfen sie dann auch den Schleyer über alles, was nicht zum körperlichen Menschen gehört: so gewinnen sie offenbar noch mehr. Und

wenn

wenn gleich dieser Schleyer vieles errathen läßt: so ist es doch — ein Schleyer, welcher dem Mann und dem Jüngling die Veranlassung giebt, vieles vorauszusetzen, was sie wünschen.

Darum ist es möglich, daß sie die Weiber und die Mädchen für glücklicher und für zufriedener halten, als sie doch eigentlich sind. Jene Sage, die ich in den Mund vieler Männer legte, läßt sich hierdurch einigermaßen rechtfertigen.

Nun leben alle Menschen — wenige als Ausnahme — gern in der Nähe glücklicher und zufriedener Menschen. Man meidet willkührlich oder unwillkührlicher den Umgang, der uns dem Leiden und der Unzufriedenheit näher bringt. Es verräth auch eine krankhafte Stimmung der Seele und des Körpers, wenn man den Glücklichen flieht, und dagegen den Unglücklichen aufsucht. Seltner ist dieses der Beweis großer Menschenliebe; öfterer ist es Zwang, Konvenienz oder die Sucht, sich gegen die gewöhnlichen

Menschen auszuzeichnen; die andern Beweggründe mag ich nicht anführen.

Erscheint uns der Freund in dem Gewande der Zufriedenheit und des Glücks: so ist er uns gewiß willkommner, als der minder schamhafte Freund, der alle seine Leiden, die unverschuldeten und die verschuldeten, die wahren und die eingebildeten, in unsern Busen ergießen will, oder mit Ungestüm in unsern Busen ergießt. Und wird er uns zugleich alles empfinden lassen, was er dem bekannten oder unbekannten Stöhrer seines Glücks und seiner Zufriedenheit zugedacht hat: so wird er uns auf eine zwiefache Art lästig. Die Achtung, die wir ihm schenken würden, nimmt allmählig ab, und Gleichgültigkeit — vielleicht auch Verachtung, tritt an ihre Stelle.

Wenn demnach das Weib dem Mann die Zufriedenheit auf dem Gesichte und in dem übrigen Benehmen entgegen trägt; oder wenn ein Schleyer die Unzufriedenheit verhüllt: so wird sie dem Manne immer die angenehmste Gesell-

sellschafterin seyn; er wird gerne in ihrer Nähe leben, wenn er nicht der verworfenste Mensch von der Welt ist. Und näher wird der Jüngling sich an das Mädchen anschließen, wenn ihre Schamhaftigkeit das wahre Glück und die Zufriedenheit mehr zu verbergen scheint, als den nagenden Kummer.

Das Band, das die einseitigen Klagen, das ähnliche Unglück und die ähnliche Unzufriedenheit knüpfen, ist viel morscher als die Rosenketten, die das einseitige oder das wechselseitige Glück um Gatten, Liebende und Freunde schlingt!

Betrachten wir nun die glücklichen Ehen mit einiger Aufmerksamkeit; gehen wir auf die Ursachen zurück, welche die Zufriedenheit erweckte und nährte: so werden wir die reine edle Schamhaftigkeit des Weibes, als die erste Ursache finden. Wir werden es bald entdecken, daß sie auch den Mann vermochte, von seiner Seite die Erhellung zu begünstigen, die ihre Schamhaftigkeit verbreitet. Sie vermag es demnach, die Ehe in

ein paradiesisches Leben umzuwandeln. Soll also die Erde ein Himmel werden: so darf die Schamhaftigkeit nicht verschwinden.

Die ersten Wochen des ehelichen Lebens sind nicht selten die glücklichsten; und seltner kehren sie in dem Verlaufe der Ehe zurück, wenn sie einmal verlebt sind. Ihnen folgen die Wochen und die Jahre, die sich durch mancherley Unannehmlichkeiten genau unterscheiden. Sie folgen ganz gewiß, wenn das Weib an dem Ende dieser Flitterwochen den Schleyer der Schamhaftigkeit ablegt, und wenn der Mann ihr nachahmt. Gewöhnlicher ist es: daß der Mann die erste Veranlassung hierzu giebt.

Bleibt aber das Weib gerade so, wie sie ihrem Manne in den Flitterwochen erschien und gefiel: so kann das Ehepaar die silberne und die goldene Hochzeit feyern, ohne aus den Flitterwochen gekommen zu seyn.

Die wahre Schamhaftigkeit wird die Mut-

ter der Bescheidenheit; eine Mutter, die ihr Kind mit reichlicher Nahrung versorgt. Steigert das Weib ihre Forderung nicht zu hoch: so gewinnt sie dabey und der Mann gewinnt auch. Denn wer wenig begehrt; der ist leicht zu befriedigen; und wer nicht gerne giebt: der liebt den wenig Fordernden. Das Glück der Ehe verschwindet unter den Händen, mit welchen man es fest halten will, sobald der eine Theil mehr verlangt als der andere geben kann und geben will. Die freywillige Gabe erhält aber einen doppelten Werth, wenn die Ertheilung eben so gut die Wangen röthet, als die Annahme. Sie kann unter diesem Umstande gering seyn, und sie wird groß. Hier quillt eine Quelle des ehelichen Glücks und der ehelichen Zufriedenheit, die nicht alle Ehen entdecken.

Die Schamhaftigkeit, die aus vernünftigen Grundsätzen entspringt, macht die Weiber und die Mädchen anspruchlos, sie erhöht ihren Werth, und jeder Mensch weilt gerne in ihrer Nähe. Sie bildet dem Manne hierdurch eine Freystätte,

die selbst der Fürst sich in dem Kreise seiner gehorchenden Dienerschaft nicht verschaffen kann.

Man betrachte den Umgang, den die Fürsten und auch andere Männer mit anspruchlosen Weibern und Mädchen unterhielten, aus diesem Gesichtspunkte, und man wird sie schonender beurtheilen. Wer das Unglück hat, unter Menschen zu leben, die immer mit neuen Forderungen kommen, der ist doppelt zu entschuldigen. Und wenn auch die erwähnten Weiber oder die Mädchen beträchtliche Forderungen machen: so muß es doch unter dem Schleyer der Schamhaftigkeit geschehen, denn nur der ganz sinnliche Mensch könnte sich für das Gegentheil, an dem schönen Körper schadlos halten.

Von der Schamhaftigkeit, die aus der Sittlichkeit hervorgeht, unterscheidet sich die Ziererey sehr kenntlich. Sie ist nichts anders, als das Werk der Gewohnheit und des Willens, eine seltene Heilige vorzustellen; sie entspringt auch aus irrig verstandenen Lehren der Sittlichkeit. Immer ist sie ein Beweis der Geistesarmuth, aber nicht der Beweis eines schlechten Herzens.

Die Ziererey kennt keine Gränzen. Sie ändert jeden Augenblick durch die geringsten Veranlassungen. Die Schüchternheit artet in Blödsinn aus, und ein Mädchen, das der Ziererey mit Leib und Seele ergeben ist, kann dem edeln Jüngling nicht gefallen, der die Schamhaftigkeit über

alles hochschätzt. Lieben kann er das Mädchen nicht; nur die blinde Liebe kann ihr huldigen.

Weiber, die die Ziererey für Schamhaftigkeit halten, sind eine Plage der Männer. Sie scheinen nur wenig zu fordern, und sie verlangen viel. Was der Mann ihnen anbietet, das nehmen sie nicht; und was sie wollen, das sagen sie nicht. Eine weite Kluft trennt die Herzen, denn die Annäherung kann unter so vielen Abstoßungspunkten nicht möglich werden. Die Schamhaftigkeit hält zwar den einzelnen Eingang des Herzens verschlossen, der zu dem verborgenen Wünschen und Verwerfen führt: allein sie giebt dem Manne die Schlüssel in die Hände. Und siehe! was die Ehrlichkeit verschließt, das öffnet die Ehrlichkeit leicht!

Die Ziererey will verschiedene Eingänge zum Herzen anlegen, die die Ehrlichkeit nie findet. Sie will, daß man manches errathe, aber verrathen will sie dadurch nicht seyn. In den seltenen Augenblicken der Wahrheit vergißt sie sich;

man sieht in das Innere des Herzens, aber man wird schwankend im Urtheile; man wird an der Ehrlichkeit irre. Sie fordert dasjenige zurück, was sie nehmen ließ, und verlangt es, das man sich überrede, nie etwas erhalten zu haben.

Die Ziererey macht Weiber und Mädchen unglücklich. Niemand ist im Stande, im Einzelnen für sie zu sorgen, ihre Leiden zu mindern und die schlafende Freude zu erwecken. Nur im Allgemeinen kann dieses geschehen. Sie kann es dahin bringen, daß man die glücklichen Mädchen und Weiber für unglücklich hält, und die unglücklichen für glücklich.

Der Mann und der Liebhaber werden bestimmt, die Saite nie wieder zu berühren, die nur Mißtöne hören ließ, und das Weib und das Mädchen blieben was sie waren — unglücklich, unzufrieden, gefesselt unter dem irrig verstandenen, zu weit ausgedehnten, falsch angewandten Gesetz der Schamhaftigkeit. Gutes Geschöpf! du verdienst unser Mitleid!

Kom-

Kommen endlich diese Weiber und Mädchen von der Ziererey zurück; fassen sie den Vorsatz in einer natürlicheren Gestalt zu erscheinen, und in die Gränzen der schicklichen Schamhaftigkeit zurück zu kehren: so werden sie dieses vielleicht mit zu großer Uebereilung, mit großer Unbehutsamkeit thun. Wie ein Strohm, der im engen Ufer gepreßt — dasselbe endlich zerreißt, und die umliegende Gegend überschwemmt; wie ein Feuer, das aus Mangel an Luft unbemerkbar brannte, nun heller auflodert, wenn der Wind die Flamme anbläßt: so werden das Weib und das Mädchen die Fesseln der Ziererey abwerfen, und dann vielzusehr als schamlos auftreten. Sie werden den Mann in Erstaunen setzen, den Liebhaber verscheuchen, und beyde werden ein Urtheil fällen, das offenbar zu bitter ist.

Was der billiger Denkende zu ihrer Entschuldigung benutzen könnte, das wird der Unbilligere zu ihrer Verachtung gebrauchen.

Der besser denkende Mann wird in den

erstern Augenblicken die Entdeckung anstaunen, die er machte, und in den andern Augenblicken wird die Vernunst ihm gebieten, die arme Entfesselte an sein Herz zu drücken. Es wird alle regen Aeußerungen des Unglücks und der Unzufriedenheit schneller aufnehmen, als sie diese geben kann. Sein wohlwollendes Herz wird zur Theilnahme sich öffnen und die Summe des Unglücks und der Unzufriedenheit ist zur Hälfte gemindert.

Er wird die Ursachen aufsuchen und entfernen, durch welche die Ziererey sich bildete, und die leidende Gattin wird ihm in dem Zustande der Verlegenheit viel mehr werden, als sie war, weil er mit seinem wohlwollenden Benehmen einen edleren Zweck vereinigen kann. Er wird nun diejenige glücklich machen und zufrieden erhalten, die sein Glück und seine Zufriedenheit durch Täuschung nährte.

Die Schamhaftigkeit kann also die Veranlassung geben, daß die Männer ihre Weiber,

ber, die Jünglinge ihre Geliebten, und die Eltern ihre Töchter für glücklicher halten, als sie sind. Hier trügt der Schein offenbar, den sie verbreitete.

War hingegen die Ziererey nichts anders, als die Decke der Unsittlichkeit; verbarg sie den schlechten Charakter, das Wollen der Sünde, und entsprang sie aus der Gefallsucht; war sie demnach das Mittel zu einem unerlaubten Zwecke: so verdient sie doppelte Verachtung. Sie verdient es nicht einmal eine Ausartung der Schamhaftigkeit genannt zu werden.

Wenn der Ehemann die Vortheile kennt, die ihm die Schamhaftigkeit seines Weibes gewährt; wenn er es weiß, daß das Glück der Ehe sich um diesen Kreis drehe; wenn er befürchtet, daß die Schamlosigkeit des Weibes die eignen Fehler entdecken werde, wie die seinigen; wenn ihm demnach die Unwissenheit glücklich macht; wenn er zufrieden ist, wenn sein Weib zufrieden scheint: dann sollte er doch alles befolgen, was seinen glücklichen Zustand begünstigen, die Schamhaftigkeit seines Weibes nähren, und ihr die Richtung zur völligen Tugend geben kann.

Allein ich bemerke gerade das Gegentheil. Der Mann fühlt es, daß sein Weib nur dem äußern

äußern nach glücklich und zufrieden ist; er weiß es, daß ihre Schamhaftigkeit über alles den Schleyer wirft, was ihm unangenehme Gefühle erregen, und ihr das Glücklichscheinen erschweren könnte. Er hat es erfahren, daß auf diese Art sein Weib zufriedener in ihren Verhältnissen werde, und daß sie sich in eine Lage zu finden vermochte, die nicht die beste ist; er weiß es und handelt so, daß ihr die Entscheidung über das Schickliche und Unschickliche ungemein erschwert und sie in ihrem Entschlusse irre geleitet wird. Hierdurch werden dem Manne die Vortheile vermindert, die ihm so wohl däuchten, und auf die er gerechnet hatte.

Denn, heute verlangt er, daß das Weib schamhafter seyn soll, als er sie gestern verließ: und morgen ist ihm die gemäßigte Dezenz lästig. Was er ihr gestern als unschicklich untersagte: das soll sie heute unaufgefordert thun. Gestern machte ihm der laute Frohsinn des Weibes viele Freude: und heute verlangt er ein bedächtiges Stille seyn. Wenn er sie heute aufforderte

und

und veranlaßte, mit ihm über Zweydeutigkeiten zu lachen: so will er morgen, daß sie dabey erröthe. Was er ihr gestern als Buhlerey anrechnete: das verlangt er heute als zuvorkommendes Benehmen. Heute soll sie durch auffallende Kleidung Aufsehen erregen: und morgen soll ihre Kleidung so seyn, das sie unbemerkt bleibt. Gestern gefiel es ihm, wenn das Weib eine Menge fremder Männer um sich versammelte, wenn sie von diesen geehrt, geliebt und bewundert wurde: und heute will er es nicht zugeben, daß sie die gemachten Bekanntschaften unterhalte. Heute soll sie einer Nonne gleichen: und morgen einer Theaterprinzessin. Wenn er heute ihre Bescheidenheit als eine seltene Tugend lobt, wenn er den Grund dieser Tugend in der Schamhaftigkeit gefunden hat: so findet er sie morgen als etwas ganz gewöhnliches und unverdienstliches. Was er heute ungeahndet geschehen läßt: das untersagt er morgen mit empfindlicher Strenge. Heute legt er ihr seine Entwürfe und Plane zur Beurtheilung dar: und morgen darf sie nicht mehr darnach fragen. Gestern wollte er, daß sie ihre Wünsche ohne Zurückhaltung geben

sollte: und heute nennt er sie unbillige Forderungen. Heute brachte er sie dahin, daß sie ihr lang verhaltenes Leiden entdeckte: und morgen soll sie dasselbe unter dem Schleyer der Schamhaftigkeit verbergen. Was er gestern billige Klagen und unverschuldetes Leiden nannte: das nennt er heute gewöhnliches Schicksal und Winseley. Und so will er denn das Wetterglas seyn, an dem sie die trüben und heitern Stunden errathen soll.

Unter diesen und ähnlichen ungünstigen Verhältnissen, kostet es dem Weibe viele Ueberwindung und Klugheit, das zu bleiben, was sie im Beginnen der Ehe war, und was sie während der Ehe gern bleiben möchte. Das Weib in dieser Lage verdient gewiß viel mehr unser Mitleid, als die Behauptung: es wäre sehr gut für sie gesorgt, sie könnte und müßte glücklich und zufrieden seyn.

Man denke sich das gute, wohlwollende, schamhafte Weib bey einem Manne dieser Art; ein Weib, welches die Gränze nicht kennt, die das

das Schickliche von dem Unschicklichen trennt; die den Maaßstab nicht hat, nach welchem sie ihr Benehmen beurtheilen und gegen sich selbst rechtfertigen kann. Wird sie in dieser Lage den guten Rath anderer Weiber suchen: so kann sie gerade auf ein Weib treffen, die Meisterin in der Verstellungskunst geworden ist. Geht sie bey dieser in die Schule — dann ist sie verlohren. Verlohren ist sie ebenfalls, wenn sie ein Weib trifft, die ihr den Rath ertheilt, alles zu thun, was der Mann verlangt, aber auch dafür zu verlangen, daß der Mann ihrem Willen gehorche.

Sucht sie in Büchern die Entscheidung, die ausschließend für die Weiber geschrieben wurden: so ergreift sie vielleicht eine Elisa, reich an Schwäche, und arm an Kraft. Oder sie findet das Bild eines Engels aufgestellt, mit der Anweisung, ihm ähnlich zu werden. Aber sie fühlt zu gleicher Zeit das Unvermögen hierzu. Sie mag den Weg der Tugend nicht wandeln, der sie durch finstere Wälder, öde Steppen und dürre Fluren führt.

Viel-

Vielleicht ergreift sie ein Buch, welches sie auffordert, die Welt zu genießen, so lange und wenn sie kann, ohne sich an den Moralisten zu kehren, der dieses verbietet. Die rege Sinnlichkeit fordert sie zu diesem Genusse auf, und mit ihm verschwindet die Schamhaftigkeit. Sie liebt das Laster, weil ihm ein reizendes, anlockendes Gewand umhing, und sie achtet die Tugend nicht, die man in unscheinbarer Tracht darneben stellte. Sie erfährt, daß man die Unsittlichkeit und die Schamlosigkeit unter dem Nahmen: „Schwäche" vertheidigt, und daß man sich nicht die Mühe nimmt, die Zeichen der ächten Tugend heraus zu heben. Sie findet die Scheidewand, welche das Schickliche von dem Unschicklichen trennt, so niedrig abgetragen, daß das Ueberschreiten kaum bemerkbar ist. Den Weg des Lasters findet sie mit Blumen bestreut, und die Gespielinnen der Jugend wandeln ihn mit lautem Jubel. Der Pfad der Tugend ist durch Dornen versteckt, und sie will die mögliche und wahrscheinliche Verwundung nicht wagen.

Hier

Hier steht sie an einem Scheidewege, und die Wahl fällt ihr schwer. Faßt der Mann ihre Hand nicht, wenn sie fallen will; kann er sich selbst nicht als Beispiel aufstellen, daß die wahre Tugend die Mutter des Glücks sey: dann ist das Weib verlohren. Und der Mann murrt und schimpft, wenn ihm der Boden, den er nicht bearbeitete, keine Früchte liefert. Er will durch die Schamhaftigkeit des Weibes gewinnen, und versteht es nicht, sie zu nähren, zur Tugend zu erheben. Er will den Nutzen ziehen von einer Mitgabe, die ihm die Braut brachte, mit der er nicht wucherte; die er nicht achtete.

Was die mehresten Egoisten im Umgang mit andern Menschen verschulden, das verschulden sie auch in dem Umgange mit ihren Weibern. Sie verlangen von allen Menschen die möglichste Achtsamkeit, aber sie wollen keinem Andern diese Achtsamkeit schenken. Sie wollen sich dem Gesetze nicht unterwerfen, von dem sie wünschen, daß es kräftig genug seyn möge, das Weib von der Uebertretung zurück zu halten.

Mit einer Stirne, die das Gepräge des erduldeten oder eingebildeten Unrechts unverholen trägt; mit einem Kopfe, in dem fremde und eigene Ideen bunt durch einander liegen; mit dem Gefühle des äußersten Mißbehagens, und selbst mit dem Bewußtseyn, daß man die Einsamkeit wählen sollte, um die frohen Menschen nicht

trau-

traurig zu machen, geht der Mann zu seinem Weibe — um in den Strahlen ihrer mildern Sonne neues Leben zu gewinnen? um seinem verstimmten Gefühle eine bessere Stimmung zu geben? um in dem Beyspiele des schamhaften Weibes die Aufforderung zur Schamhaftigkeit zu finden? — Nein! er kommt mit dem Vorsatze, seinen Unwillen laut werden zu lassen; dem Weibe zu sagen: daß nur allein seine Liebe zu ihr und den Kindern es vermochte, ihn dahin zu bringen, daß seine Kraft durch übermäßige Arbeiten sich erschöpfte, und daß es ihm Mühe koste, in dem begonnenen Arbeiten fortzufahren. Er entwirft ihr vielleicht eine Berechnung, aus welcher hervorgeht: daß der Mann der alleinige Ernährer der Familie sey, und daß er dagegen weiter nichts verlange, als ein freundliches Gesicht von Seiten des Weibes. Alles, alles giebt er nun hin, was sich dem Munde aufdringt; ohne Wahl der Worte, ohne Ordnung. Strohmweise ergießt sich das Herz; der unwillige Sinn kennt keine Schranken; das ungeduldige Wollen wird immer ungestümer.

Man

Man denke sich hier das Weib — welches ähnlicher und gleicher Behandlungen sich bewußt ist — mit dem Bestreben, ihren rege gewordenen Unwillen unter dem Schleyer des Frohsinnes zu verbergen, und darneben den Mann, der dieses Bestreben für Leichtsinn, für Gleichgültigkeit, für Mangel an Theilnahme erklärt.

Sie streichelt dem Tobenden die Wangen; sie will den Strohm des Unwillens durch Küsse hemmen; sie trägt ihm das gaukelnde Kind entgegen und die größern Kinder umfassen auf ihrem Wink die Schenkel des schamlosen Vaters. Aber alles ohne Erfolg. Sie erröthet, und röther werden ihre Wangen. Sie fühlt das Unschickliche in dem Betragen des Mannes; sie schämt sich, als hätte sie selbst gegen die Schicklichkeit gesündigt. Allein die deutlichen Zeichen der weiblichen Schamhaftigkeit treiben den Mann nicht in die Gränzen der Schamhaftigkeit zurück. Er schämt sich nicht — das Weib darf nicht gewinnen!

Entdeckt der Mann die widrigen Eindrücke,

die das Weib im Gange der häuslichen oder mütterlichen Geschäfte erhielt; bemerkt er die Mühe, die sie anwendet, diese Eindrücke zu verwischen; sieht er, daß es ihr Anstrengung kostet, daß zu seyn, was sie so gern seyn wollte; werden die Empfindungen lauter, die häusliche und außerhäusliche Leiden und krankhafte Gefühle erweckten; lüftet sie also den Schleyer einmal: so darf sie befürchten, daß sein Unwille noch lauter werde, vielleicht lauter als er wollte; lauter als er es glaubt.

Vielleicht fordert in dieser Verlegenheit der Mann mit ungestümer Zudringlichkeit eine ermunternde Unterhaltung, zu welcher er den Stoff nicht hergeben will. Glaubt das Weib diesen Stoff glücklich gefunden zu haben, und bietet sie ihm diesen an: so ist er unbillig genug, ihn auf einer Wage zu ächten, auf welche er seine eigne Erfindung nicht legen würde.

Und das Weib nimmt beschämt zurück, was sie gab. Sie bietet ihm die Geschichte des Tages,

ges, häusliche Angelegenheiten, das Wetter, kurz alles an, was das Gedächtniß hergiebt und die Einbildungskraft ausstaffiren kann, aber das finstre Angesicht des Mannes verdunkelt das Helle, was ihre Schamhaftigkeit verbreiten will.

Oft auch unterbricht der Mann die angesponnene Unterhaltung plötzlich. Er sucht das Freye; männliche Gesellschaft; den Spieltisch. Oder er ist ungezogen genug, der Tabackspfeife, dem Bierkruge, der Weinflasche, einer Näscherey, dem Hunde, der Katze, oder einem andern Spielwerke die Aufmerksamkeit zu schenken, die er dem Weibe entzog, indem sie diese gewinnen will.

Ist er ein ganz sinnlicher Mensch: so begehrt er vielleicht einen Genuß, der ihm in diesen Augenblicken höchst ungern gewährt wird; weil er in dem Weibe das Gefühl des geistigen Unwerths, durch die Schätzung des körperlichen Werths, erweckt. Die stärkste Schamröthe wird sie färben, denn das Bewußtseyn eines Uebels, vereinigt sich mit dem Bewußtseyn der Unvermögenheit dasselbe

zu entfernen, und mit dem lebhaftesten Begehren dieses thun zu können. Der Mann ist in diesem Augenblicke ein frevelhafter Räuber; das Weib ein Engel!

Fordert das Weib den Stoff zur Unterhaltung von dem Manne: so trifft sie ihn nicht selten in der größten Geistesarmuth. Oder sie darf es erwarten, daß er nachlässig aus den Repositorien seines Brodstudiums, oder seiner Erwerbskunde ein Faszikel hervorlange, und daß er ihr diesen anbiete. Und das Bewußtseyn der unverschuldeten Unwissenheit und das Begehren und der Wunsch, vielwissender zu seyn, erweckt eine bemerkbare Verlegenheit und verbreitet die stärkste Röthe über das Gesicht.

Der bessere und billiger denkende Mann wird vielleicht die Gabe nicht besitzen, seine Sorgen und seinen Kummer zu verhelen und seine Wichtigkeit zu verbergen; er wird nicht wollen im Stillen leiden; er wird sein Weib zur Theilnahme auffordern; kurz, er wird mit minderem

Ungestüm verfahren, allein, er wird dessen ohnerachtet wollen, daß ihm das Weib mit der Miene der Glücklichen empfange, und ihn mit der Gesprächigkeit einer Zufriedenen und Frohen unterhalte. Die Täuschung seiner Hoffnung wird vielleicht seinen Unwillen höher spannen, und er wird sich manches erlauben, was seine Vernunft mißbilligt. Aber er wird nicht Kraft genug in sich fühlen, die Entdeckung zu verschmerzen, die er machte.

Und wenn er auch das Weib, welches ihm dießmal in einer minder glänzenden Gestalt erschien, herzlich an seinen Busen drückt; wenn er ihr die Thräne von den Wangen küßt, die sich aus dem vollen Auge stahl; wenn warme Theilnahme seine Brust beengt; wenn auch seine Thräne unverhalten fließt: so wird er sich doch selten die Mühe geben, für die Leidende zu sorgen; er wird ihr die Quelle nicht zeigen, aus welcher allein die wahre Zufriedenheit in das menschliche Herz ströhmt.

Viel eher bringt die Sympathie den eignen Kummer zum seltenen Erwachen; was lange in der Seele des Mannes in Schlummer eingewiegt wurde, das theilt der Unglückliche dem unglücklichen Weibe mit. Und er häuft die Last des drückenden Unmuths. Er lehrt ihr das Uebel in seiner ganzen Größe kennen, das sie fürchtete, und mächtiger wird das Begehren, dasselbe zu entfernen, bey dem helleren Bewußtseyn der Unmöglichkeit, dieses thun zu können. Die Schamröthe prangt auf ihrem Gesichte.

Unter den Männern, Jünglingen, Mädchen und Weibern der höhern Stände, kenne ich viele, die gerade zu behaupten: die Schamhaftigkeit wäre das untrüglichste Zeichen der Rohheit, der dummen Religiosität, und das beste Mittel die Unwissenheit zu verbergen. Sie könne daher das Weib und das Mädchen nicht zieren, die auf die feinere Bildung Ansprüche mache, und eben so wenig könne sie dem gebildeten Manne und Jünglinge die Quelle der Freude und des Glücks werden. Im Gegentheil gäbe sie die Veranlassung zum Mißvergnügen, und sie verscheuche alle Annehmlichkeiten des geselligen Umgangs.

Nun ist es allerdings wahr, daß der Ton, den die höhern Stände zur geselligen Unterhal-

tung

tung wählten, in der reinen Aussprache, in der richtigen Wortfügung und in der Gabe bestehe, die Gedanken in schöne Worte einzukleiden, und den Ausdruck durch die Gebehrden und die Haltung des Körpers zu erhöhen. Das Mädchen und das Weib, die in dieser Kunst nicht geübt sind, werden sehr leicht in Verlegenheit gerathen; sie werden sehr oft die Fragen nicht fassen, die man ihnen vorlegt; sie werden die Antwort schuldig bleiben; unpassende Fragen thun; sich unbestimmt ausdrücken; sich tölpelhaft benehmen und sich selbst und andern lästig werden. Die Schamröthe wird ihre Wangen färben und die Zunge ihre Dienste versagen. Und immer höher wird ihre Verlegenheit steigen, je mehr sie dieses empfinden und andere dieses entdecken.

Durch die nähere Bekanntschaft mit diesem Konversationston werden sie freyer reden, zweckmäßiger handeln und mit kälterem Blute Andere reden hören, Andere handeln sehen. Sie werden immer weniger in Verlegenheit gerathen und die

Kunst

Kunst lernen, ihre Unwissenheit durch schöne Worte, durch Gebehrden und durch die Haltung des Körpers zu verbergen.

Aber man glaube dieserhalb nicht, daß das Weib und das Mädchen die Schamhaftigkeit verlohren haben, wenn sie, in dieser Hinsicht, Meisterin ihrer Gefühle geworden sind. Sie werden zwar seltner erröthen, weil die Folgen der Schamhaftigkeit seltener sichtbar werden. Aber sie werden dadurch immer noch nicht schamlos. Das Erröthen ist nicht die absolute Folge der Schamhaftigkeit, und das Nichterröthen ist nicht der untrügliche Beweis der Schamlosigkeit.

Der feine Konversationston läßt sich sehr gut mit der Schamhaftigkeit vereinigen. Er kann die mangelnde Schamhaftigkeit gewissermaßen ersetzen, und schamlose Menschen werden durch ihn zurückgehalten, das zu seyn, was sie sind. Allein er ist nicht das untrügliche Zeichen der sittlichen Bildung, er kann daher die Schamhaftigkeit nicht ersetzen, die dieses Ursprungs ist. Die Kunst

sich gegen Andere auf eine zuvorkommende Art zu benehmen — die äußere Verfeinerung — läßt mehrentheils die rauhen Ecken des innern Menschen ungeebnet, es wird mit ihrer Zunahme diejenige Schamhaftigkeit abnehmen, die weiter nichts ist, als ein dunkles Gefühl, das Werk der Erziehung. Wer sich zwingen mußte, schamhaft zu seyn, der wird die Fesseln der Hofmanier sehr angenehm finden.

Wenn demnach viele Männer und Jünglinge das verfeinerte Mädchen und Weib über alles erheben; so werden wieder andere Männer die natürlichen Weiber und Mädchen höher schätzen, wenn sie gleich etwas roher oder ungebildeter sind. Wer die Maske von der Wahrheit unterscheiden kann, der wird es nie behaupten, daß die Schamhaftigkeit das untrüglichste Zeichen der Rohheit, der dummen Religiosität und der Unwissenheit sey. Er wird auch an dem verfeinerten Weibe den Schein der Schamhaftigkeit von der Wahrheit unterscheiden, und es wissen, daß die wissenschaftliche und sittliche Bildung die

Scham-

Schamhaftigkeit vermehre, keinesweges aber verscheuche, wie die äußere Politur zu thun pflegt.

Man kann daher sehr füglich frey von der Unverschämtheit seyn, ohne doch die edle Schamhaftigkeit zu besitzen. Die Abwesenheit eines Lasters ist keine Tugend. Nur diese letztere allein wirft einen dichten Schleyer über das, was dem Mann und dem Liebhaber unangenehme Gefühle erwecken kann. Die feinere Lebensart ohne Unverschämtheit trägt freylich dem Gatten und dem Liebenden dasjenige nicht geradezu entgegen, was ihnen die beabsichtigte Freude vermindern könnte; aber sie läßt ihnen dieses doch errathen, und sie werden es sicher errathen, wenn sie in den feinen Konversationston eingeweiht sind. Der Unmuth und die Unzufriedenheit sind nicht verschwunden, wenn sie unter einer andern Form sich offenbaren. Die Sprache des Herzens und die Gebehrdensprache versteht nur der, der sie selbst spricht.

Der Mensch sündigt dann am leichtesten,

wenn

wenn er es gelernt hat, dieses auf eine feinere Art zu thun. Das Weib und das Mädchen handeln dann am meisten unverschämt, wenn sie es auf eine feinere Art seyn können.

Ich komme nun zu einer andern Ursache, welche die Schamhaftigkeit der Weiber und der Mädchen verscheucht; eine Ursache, die aus der bestehenden Ordnung der Dinge hervorgeht, und die darum desto schlimmer ist, weil ihre Entfernung manche Aenderung veranlassen würde, zu welcher sich das männliche Geschlecht nicht bereitwillig finden läßt.

Wir gaben dem weiblichen Geschlecht den Nahmen: „das schwache Geschlecht. Was berechtigt uns zu einer Benennung, durch die wir uns über sie erheben? Wir benehmen ihnen die Mittel, sich mit uns zu messen, indem wir ihrem Geiste und ihrem Körper eine schwächende Bil-

dung

dung zuerkennen. Und nun erlauben wir ihnen den Kampf gegen uns, durch Waffen, die wir ihnen selbst in die Hände liefern, deren höchste Gewalt uns bekannt ist, und die wir dieserhalb nicht zu fürchten haben.

Wir weisen ihnen Geschäfte an, von welchen nur wir behaupten, daß sie dem weiblichen Geschlechte allein anpassen, und dann wundern wir uns über ihre Unwissenheit und Unerfahrenheit in Geschäften, die sie nie lernten, nie lernen konnten, weil wir ihnen die Mittel, die Muse und die Gelegenheit hierzu verweigerten. Wir finden die Entschuldigung leicht.

Wir klagen die Natur an, daß sie dem weiblichen Körper den Grad der Vollkommenheit nicht gegeben habe, den wir an unserm Körper herausheben. Da sollen der Bau der Knochen, die Beschaffenheit der Muskeln und der Nerven, das Blut und die übrigen Säfte, die Haut, die Haare, kurz alles, was an dem weiblichen Körper ist, uns laut zurufen: „Dieses

Geschöpf ist zum eigentlichen Wirken nicht bestimmt! Das Weib ist zum Dulden erschaffen!

Lessing sagt irgendwo: „Die Natur wollte ein Meisterstück machen, sie nahm aber den Thon zu fein; so ward das Weib." Lieber wollte ich sagen: die Natur nahm zu dem weiblichen Körper den feinsten Stoff, den sie kannte, damit das Weib die Einwirkungen empfinde, zu welchen der Stoff viel zu grob ist, aus dem sie den Mann formte. Und gewiß! es ist so viel unverkennbar Unterscheidendes an dem weiblichen Körper und der weiblichen Seele; man findet an dem Weibe und dem Mädchen so viele Eigenthümlichkeiten, die für den Genuß der sinnlichen und übersinnlichen Freuden da sind: daß man es den Männern als ein Verdienst anrechnet, wenn man diese Eigenthümlichkeiten an ihnen bemerkt. Würden die Weiber ihr Eigenthum zurückfordern, das die Männer von ihnen borgten: es würden Viele in einer abschreckenden Gestalt erscheinen; nur die geborgte Weiblichkeit verlieh ihnen den Werth, machte sie angenehm. Man unterscheide die

Weiblichkeit von dem Weibischseyn, und man wird mir beypflichten.

Die Eigenthümlichkeit, die den weiblichen Körper von dem männlichen unterscheidet, bezieht sich doch nur auf die besonderen Geschlechtsverrichtungen. Aber auf den innern Menschen wirkt diese Verschiedenheit nicht, wenigstens in der Art nicht, daß man Mangel an Geisteskraft davon herleiten könnte. Hätten wir Männer die Mittel und Wege, wodurch die Eigenschaften und die Kräfte der Seele sich auszeichnen, uns nicht als rechtmäßiges Eigenthum zugeeignet: es würden sich viele weibliche Seelen über die Seelen der Männer erheben.

Und gesetzt, es hätte auch wirklich die körperliche Bildung des Mannes einen bedeutenden Einfluß auf die Aeußerungen der Seelenkräfte, so, daß das Weib nie im Stande wäre, sich ihm in dieser Beziehung zu nähern: so zeugt es doch wohl von einer unerlaubten Selbstgenügsamkeit, wenn dieses angebohrne Vorrecht dazu dient, sich

über

über Andere zu erheben. Wer kann, ohne zu erröthen, den Zufall für Verdienst ausgeben?

Gelingt es einmal einem Weibe, dieser ungünstigen Verhältnisse ohneracht et, sich weit, weit über eine zahlenlose Menge von Männer zu erheben; zeigt sie selbst persönliche Tapferkeit und Muth, Ausdauer in körperlichen Anstrengungen, und mehrere Eigenschaften, die wir für das alleinige Eigenthum der Männer ausgeben: so sehen wir zugleich eine Menge von Schwächen an ihnen, die wir an Männern von gleicher Größe auch finden können. Oder wir wollen bemerken, daß ein solches Weib aufhöre Weib zu seyn, da doch die Geschichte das Gegentheil beweisen kann.

Auch sagen wir in dem vorliegenden Falle: das Weib habe sich durch unerlaubte Mittel emporgehoben, und diesem Mittel geben wir den entehrenden Nahmen: „Weiberlist. Aber wir vergessen dabey, daß ein Weib mit ihren Kenntnissen, Fertigkeiten und allen guten Eigenschaften, gezwungen wurde, uns überlisten,

weil

weil wir ihr den geraden Weg geflissentlich versperren.

Wir verscheuchen auf diese Art eine Tugend, durch die wir glücklich und zufrieden bleiben konnten; eine Tugend, die sich nie eines Mittels bedient, das wir für entehrend halten. Was ihr die Schamhaftigkeit in diesem Falle erlaubt, das gestattet sie auch in andern Fällen. Die Weiber und Mädchen sehen es, daß schamlose Männer durch List sich zu einer Höhe erhoben, die sie auf dem geraden Wege nie erstiegen hätten; sie sehen die Wirkungen der männlichen Schamlosigkeit in andern Angelegenheiten, und nun, darf es uns auffallen, wenn auch die Weiber unsere Methode befolgen; wenn sie es wagen, sich geltend zu machen, es koste was es wolle? Wir zeigen ihnen einen Weg, und wollen es, daß sie ihn nie betreten. Wir wollen durch eine Tugend glücklich seyn, die wir selbst nicht nähren. Ueberall verfolgt uns der leidige Egoismus.

Wir wollen es einmal als Wahrheit anerkennen,

nen: daß die Ordnung der Dinge, so wie sie jetzt besteht, es nicht erlaube, dem Weibe mehr einzuräumen, als man ihr ließ, und daß, wenn man hierinnen eine Aenderung treffen wollte, die Verbesserung der Verhältnisse des Weibes, wieder andere Unannehmlichkeiten für sie, in sich vereinige. Aber dann wäre es doch wohl billig und gerecht, der männlichen Jugend zu sagen: daß sie ihr einstiges Erheben über die Weiber, größtentheils einer bestehenden Ordnung der Dinge zu verdanken haben; daß sie diese Vorrechte, durch die Nachgiebigkeit des weiblichen Geschlechts auch behalten würden; daß es aber diesem ohnerachtet zu wünschen wäre, daß Freyheit und Gleichheit in Beziehung auf die Geisteskräfte in dem Thun und dem Lassen der Weiber ihr Haupt emporheben möge; und daß es unerlaubt sey, eine Zunft zu unterhalten, deren Sanktion man nicht dokumentiren könne, und die die kältere Vernunft nie billigt.

Unter den jetzigen Verhältnissen kostet es uns wenig Mühe, unser Vorrecht geltend zu machen.

chen. Sind wir gleich vor hinterlistigen Ueberfällen nicht sicher, so sind wir desto sicherer in offenen Fehden, sobald wir nehmlich den Kampf beginnen, mit Waffen, die das Weib zu führen nicht versteht.

Die schwächern Thiere setzen den stärkern ihre List entgegen, und beyde Theile finden ihre Rechnung bey ihren Eigenschaften. So auch der Mensch. Viele Männer kommen unter die Botmäßigkeit des Pantoffels, wenn die Weiber ihre Schwäche erkennen, und sie durch List ersetzen. Der Mann lernt es nicht immer, mit dem listigen Weibe zu leben, und sie lernt es nicht, den gelehrteren Mann zu behandeln. Sie benutzt ihre Geisteskräfte, um den beabsichtigten Nutzen zu erhalten; sie wird den Mann unglücklich machen, ohne das sie geradezu für schlecht gelten kann.

Die Schamhaftigkeit kann ihr dieses verwehren, und sie thut es gewiß, wenn sie gleich nicht völlig das Werk der moralischen Bildung ist.

Das

Das schamhafte Weib kann nicht listig seyn,
Nur die Schamlose kann es.

Einst kam ich zufällig in das Haus einer meiner besten Freunde. Er war ein Mann, den ich, wegen seiner gemäßigten Denkart hochschätzte, und von dem es mir immer geschienen hatte, daß er seine Gattin nicht nach der gewöhnlichen Art — darf ich es wagen zu sagen? — als die erste Magd des Hauses — oder wenn dieser Ausdruck zu hart seyn sollte — als eine Gesellschafterin behandelte. Ich glaubte es mehrmal bemerkt zu haben, daß er das Regiment des Hauses mit ihr theile, und daß sie in allen Angelegenheiten, die hierauf, und nicht auf die Berufsgeschäfte des Mannes sich bezogen, ihre Stimme geben durfte.

Dieses gutmüthige Weib war eben im Begriffe, ihren Mann von einem Unternehmen zurück zu bringen, von dem sie behauptete und befürchtete, es könne den völligen Untergang der Familie, oder doch unzuberechnende Unannehmlichkeiten zur Folge haben. Ich wollte mich wieder

entfernen, um kein Zeuge dieser wichtigen Verhandlung zu seyn. Aber der Mann verlangte, daß ich bleiben sollte. Die abgebrochene Verhandlung wurde fortgesetzt, und der Mann gab mir einen kurzen, aber befriedigenden Abriß von seinem Vorhaben.

Nun verlangte er von seinem Weibe, daß sie ihre Gegengründe aufstelle. Sie that es mit einer Bescheidenheit, einer Ueberlegung, und mit einer Zuversicht, die von reifer Kenntniß des vorliegenden Gegenstandes zeugten; mit einer Würde, die die edelste Denkungsart verrieth. Sie war die Güte, die Liebe selbst; aus allen ihren Mienen sprach das beste Wohlwollen, und ihre Stimme wär im Stande gewesen, den ärgsten Polterer zu besänftigen. Mein Geist neigte sich vor dem Geiste dieses Weibes. Wie eine Halbgöttin erschien sie mir!

Ich glaubte den Mann völlig überzeugt zu wissen, denn ich hielt sein Stillschweigen für das Bewußtseyn, daß seine Gattin für sein Wohl

und für das Wohl der ganzen Familie gesprochen habe. Ich erwartete jeden Augenblick, daß er in ihre Arme fliegen, ihr seinen Dank durch einen herzlichen Kuß, und seine Einstimmung durch einen warmen Händedruck werde erkennen lassen.

Aber es erfolgte keins von diesem. Der Mann stellte seiner Gattin einen logischen Satz auf, und durch eine unrichtige Schlußfolge machte er die Ueberwinderin zur — Ueberwundenen. Auch hier blieb sie ein Engel. Sie bat um Verzeihung; ihr Auge blickte zum Himmel und röther wurden die Wangen.

Der Mann war unbesonnen genug, mich zur Theilnahme an dem Triumph aufzufordern, der ihm so leicht geworden war. Jetzt erst durfte ich mich des Weibes annehmen, die ihre Furcht, wegen der Vermehrung der Uebermacht, nicht bergen konnte. Sie sah mich bedeutungsvoll an.

Sie haben, sagte ich ihr, mit ihrer Hauslogik dem Kathederlogiker nichts abgewinnen können.

nen. Dieß ist ihnen keine Schande, und dem Manne keine Ehre. Ich machte sie aufmerksam auf den Trugschluß, den ihr der Mann entgegen gestellt hatte, und sie faßte mich schneller, als ich es erwartete. Sie wiederholte ihre Einwendungen von neuem; der Mann antwortete, und sie beurtheilte nun seine Gegensätze mit mehrerem Mißtrauen. Wo der Mann aus Eigensinn und Rechthaberey sich unerlaubter Methoden bediente, da war ich ihr Beystand; und der Sieg war abermal völlig auf ihrer Seite.

Ich sah schon im Geiste den guten Mann, der seinem Weibe den Dank entgegenträgt, den sie verdiente; ich dachte mir das Weib, die diesen Dank mit milder Schamröthe von sich ablehnt, und ich war begierig, mein Erwarten erfüllt zu sehen. Allein der Mann begann mit mir eine Unterhaltung über einen wissenschaftlichen Gegenstand, den er nur im höheren Grade der Verlegenheit konnte ergriffen haben; denn er lag weit außer seinem Gesichtskreise. Das gute Weib bemerkte es, und ihre Verlegenheit wurde im-

mer sichtbarer. Sie zog mich an das Fenster und gestand mir: daß sie das Benehmen gegen ihren Mann bereue; daß sie eine höchst unerwartete Erfahrung gemacht habe, und daß sie geneigt wäre zu glauben, ihr Mann habe seine Ueberlegenheit, in vielen ähnlichen Fällen, seiner Logik zu verdanken. Sie fühlte sich verlegen durch ihren natürlichen Verstand, und die Höhe, auf welcher sie sich durch ihn erhoben hatte, schien ihr, ihrem angewiesenen Kreise nicht gemäß zu seyn. Lieber hätte sie sich um eine Stufe niedriger gesetzt.

Ich drückte ihr die Hand und empfahl mich. Auf dem Heimwege fragte ich mich: was würdest du gethan haben, wenn du in der Lage dieses Weibes wärst? Ich verglich die Antwort, die mir der Unwille darbot, mit dem Benehmen des Weibes, und — tiefer neigte sich mein Geist; mächtiger wuchs meine Hochachtung.

Die Erfahrung bewies es: daß sie durch ihren gerechten Widerspruch den Mann und die

ganze

ganze Familie vor einen schrecklichen Unfall gesichert hatte. Der Mann erkannte dieses; aber nie erfuhr sie es; nie dankte er ihr.

Nach einiger Zeit kam ich wieder in das Haus des Mannes, und bemerkte eine auffallende Veränderung an diesem Ehepaar. Der Mann klagte mir, daß er seit einiger Zeit unter der Botmäßigkeit des Pantoffels stehe, und daß er nicht im Stande wäre, dieses Joch abzuschütteln. Ich erstaunte über die Entdeckung, die ich nicht ahnete. Aber ich sah die Aussage des Mannes bestätigt.

Das sanfte Weib hatte die Miene und das Benehmen einer Tyrannin angenommen; alles verrichtete sie mit Hastigkeit; überall vermißte ich die Weiblichkeit. Sie war listig geworden, weil sie ungelehrt war, und die List hatte die Schamhaftigkeit verdrängt. Wo diese in vorigen Zeiten Stilleschweigen geboten hatte, da forderte die List jetzt zum Erfinnen erlaubter und unerlaubter Mittel auf. Das Glück dieser Ehe war

dahin; auf immer war es verschwunden. Der Mann unterlag dem Gefühle der Uebermannung, und das Weib wurde durch die List verzehrt, in der sie Meisterin geworden war. Die Schamlosigkeit hatte die Thore geöffnet, wodurch die Sünde ihren Eingang sucht. Beyde starben, und ihre Kinder leben in Dürftigkeit.

Wenn wir den Weibern und den Mädchen die Theilnahme an Geschäften versagen, deren Besorgung eine wissenschaftliche Bildung voraussetzt: dann handeln wir der Klugheit gemäß. Allein hieraus läßt sich doch nicht beweisen, daß dieses auch dann geschehen müsse, wenn man ihnen die nehmliche Erziehung und die nehmlichen Rechte ertheilte, die man den Männern zuerkannte. Ich will es nicht, daß es geschehe. Jeder behalte seinen Theil.

Aber ich verlange: daß man dem Weibe und dem Mädchen die Theilnahme an einem Geschäfte nicht versage, zu dem sie vorzüglich geeigenschaftet sind; an einem Geschäfte, das sich, in Hinsicht seiner allgemeinen wohlthätigen Wirkung,

über

über alle wissenschaftliche Beschäftigungen empor hebt. Ich meyne hier: das Geschäft der Veredelung der Menschheit.

Wer das Glück hat, in der Nähe einer weiblichen Seele, oder in engerer Verbindung mit ihr zu leben: der wird mit mir gleichen Sinnes seyn. Besitzt das Weib neben der Schamhaftigkeit auch ein gutes wohlwollendes Herz, dann wird sie durch ihr Benehmen dem Manne diejenige Gemüthsstimmung geben, in der ihm das gut und edel seyn ungemein leicht wird. Sie stimmt die Saiten zu angenehmen Akkorden. Sie beschränkt den Eigenwillen, und durch sie erhalten alle Leidenschaften des Mannes eine glücklichere Richtung. Dieß thut das Weib, das kann sie, ohnerachtet sie es nicht absichtlich will, ohnerachtet sie diese edle Kunst nie schulmäßig lernte.

Was wäre das Weib im Stande zu leisten, wenn sie hierin nach Grundsätzen verfahren könnte! Wie schön müßte die Erde seyn, wenn die mehresten Weiber diese Kunst mit mehrerer Leichtigkeit

keit ausübten! Gewiß! wir hätten die vielen Greuel nicht kennen gelernt, wodurch die schönen Bewohner der schönen Erde sich verhäßlichten. Vielleicht entfiele dem Krieger das Schwerdt, das legale Menschenerwürgen nähme ein Ende; die Prozeßsucht verschwände und „Liebe! Liebe!“ wäre das allgemeine Losungswort der Menschheit. Die Erde würde einem Garten gleich, in dem die einzelnen kränkelnden, verwelkenden und mißgestalteten Blumen, neben der großen Zahl der schönsten, vollkommenen und prachtvollen Blüthen kaum bemerkt würden.

Mit der innigsten Ueberzeugung glaube ich: daß das weibliche Geschlecht die Erde in ein Paradies umwandeln kann. Ja, ich glaube: daß es längst geschehen wäre, wenn man ihnen die Mittel hierzu gezeigt, und ihre stille Absicht in ein regeres Wirken verwandelt hätte.

Erhebe immer der spekulirende Philosoph, der grübelnde Schriftgelehrte, der Arzt, der Rechtsgelehrte, der Mathematiker u. s. w. seine einsame Be-

schäfti-

schäftigung; erhebe er seine Arbeiten, die dem Weibe und dem Mädchen die Theilnahme versagen; behaupte man immer: daß in dem geschlossenen männlichen Kreise der menschliche Geist schneller und sicherer fortschreite; daß alles Bestreben der Männer das Beste der Menschheit bezwecke; daß die Führung des Regiments dem Manne am besten gelinge; kurz, zeige man alle die Vortheile, die wir aus den Händen der Männer erhalten: ich habe mich überzeugt, daß das weibliche Geschlecht ein nicht minder wichtiges Geschäft übernehmen kann, nehmlich die Veredelung der Menschheit; daß ihnen dieses Geschäft vorzüglich gut gelingen müsse, und daß die bis jetzt geschehene Veredelung größtentheils dem weiblichen Geschlechte zugehöre. Mögen immer die Männer geübter in der Theorie seyn; mögen sie immer Pläne entwerfen: die Weiber sind in der Ausübung geschickter und gewandter.

Das ganze Wesen des Weibes spricht mir dieses zu. Werden Vorschläge in Umlauf gebracht, die die Veredelung der Menschheit beabsichtigen: dann

dann wird man den guten Willen der Weiber und Mädchen sehr kenntlich bemerken. Sie werden sich zu Aufopferungen erbieten; sie werden sich freuen, wenn etwas Gutes und Edles vollbracht wird, und sie werden ihr Gefühl auf Andere übertragen.

Vielleicht behauptet der Mann: es gebräche dem Weibe dennoch die Kraft, die man an dem Manne in gleicher Lage bemerkt; er mag es auch beweisen. Wir wollen es auch als wahr annehmen: daß die Weiber und die Mädchen das Gute vorzüglich darum wollen, weil sie das Böse fürchten; daß diese Furcht nicht das beste Beförderungsmittel zur Tugend sey; daß hierdurch ihr Muth niedergebeugt werde; daß ihre Abneigung gegen das freyere Wirken, aus dem Gefallen an Frieden und Ruhe, und aus dem Mißfallen am Streben und Streiten entstehe; daß demnach ihr Wollen und Wünschen auch keine vollkommene Tugend sey, weil sie sich nicht gerne zu Thaten entschließen werden, die keine irdische Vortheile versprechen, die Aufopferung verlangen.

Allein,

Allein, könnten sie die Vortheile berechnen, die aus dem Bestreben edler Menschen hervorgehen; übersähen sie die Folgen, die eine einzige gute Handlung auf das Wohl der Menschheit äußert: dann würde ihr sanftes Empfinden und ihr herzliches Wohlwollen auch in ein thätiges Wirken übergehen, und ihre frommen Gefühle würden die Veranlassung zu edeln Unternehmungen werden. Gewiß, kennten sie die Mittel zum Zwecke: wir würden über die Kraft ihres Arms erstaunen, ihre Ausdauer würde uns Bewunderung abnöthigen, und wir würden uns eingestehen, daß sie, vermöge ihrer Eigenschaften, im Stande wären, das große Werk der Menschenveredelung mit seltenem Glücke zu betreiben.

Man ertheile den Mädchen die ganze wissenschaftliche Bildung, welche Geistesveredelung bewirkt, und sie werden auch in reifern Jahren die begonnene Arbeit an sich selbst und an Andern fortsetzen, sie werden beträchtliche Fortschritte machen. Die Erfahrung steht mir zur Seite.

Aber, so wie die Sachen jetzt stehen, ist nicht gut für die weibliche Jugend gesorgt. In vielen Städten erhalten die Knaben in den Bürgerschulen von mehr als einem Lehrer Unterricht, und sie steigen durch verschiedene Klassen hinauf, indeß eine gleiche Anzahl Mädchen mit dem Unterrichte vorlieb nehmen muß, den sie von einem einzelnen Lehrer erhalten. Dieser Lehrer ist nicht immer seinem Amte gewachsen; und wenn er es ist: so ist die Anzahl der Kinder viel zu groß, als daß Allen das gleiche Recht geschehen könnte.

Nun besuche man aber einmal diese Schulen; man wohne den öffentlichen Prüfungsstunden bey, und man wird es erfahren, daß die Mädchen sich — aller ungünstigen Verhältnisse ohnerachtet — sehr vortheilhaft gegen die Knaben auszeichnen; daß sie dem Fragenden — um mich des gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen — mehr aus dem Verstande antworten, als die Knaben. Selbst in den Landschulen beobachtet man das nehmliche. Die Mädchen sind den Knaben weit überlegen,

ob sie gleich mehr als diese, außer der Schule, zu häuslichen Verrichtungen angehalten werden.

Auch kann man in allen öffentlichen Schulen sich überzeugen, daß die Mädchen ihre Theilnahme sehr lebhaft beweisen, wenn der Lehrer etwas Rührendes erzählt oder vorliest. Diese eigenthümliche Seelenstimmung begünstigt die Veredelung sehr. Man sollte daher die Anlage zu frommen Gefühlen und zur Sittlichkeit besser ausbilden, das öftere Entstehen begünstigen und ihnen hierdurch eine Quelle der reinsten und seligsten Freuden eröffnen. Auch wir würden dadurch gewinnen. Sie würden sich dichter an uns anschließen, und uns mit mehrerer Herzlichkeit und Offenheit behandeln. Dann würde es ihnen auch leichter werden, ihrem Willen und ihrem Thun einen wahren Werth zu geben; sie würden ihn zur Tugend erheben. Sie würden ihre Untugend nicht mehr mit dem Unvermögen entschuldigen, und sie sähen den Zweck lebhafter vor Augen, den sie durch die Ausbildung und den weisen Gebrauch ihrer Seelenkräfte erreichen können.

Gewiß! man dürfte es nicht befürchten, daß sie die Hände zu weit ausstrecken, und den Männern in das Handwerk greifen würden. Das veredelte Mädchen ist frey von aller Rechthaberey, und die veredelte Hausmutter kennt die Herrschsucht nicht. Nur das unveredelte Mädchen kann witzeln und die Gelehrte spielen; nur das unveredelte Weib kann anmaßend seyn. Die wissenschaftliche Bildung, die Geistesveredelung bezweckt, erlaubt es nicht, daß sich der Mensch in eine fremde Sphäre dränge.

Selbst in reiferen Jahren sind die Mädchen und die Weiber zur Geistesveredelung geeignet. Sie sind gewohnt aus den Händen der Männer zu nehmen; sie strecken ihnen die offenen Hände entgegen, und sie nehmen die Spende mit Dank. Sie nehmen um desto williger, je mehr die Gabe ihrem Begehren entspricht. Hierdurch war es möglich, daß rohe ungebildete Mädchen, bey ihrem sanften, gebildeten Manne eine Geistesveredelung erhielten, die sie zu Engeln machte. Und ohnerachtet die wenigsten Männer diese Kunst verstehen: so giebt es

doch — im Ganzen genommen — mehr gute als schlechte Weiber. Selbst die schlechten treten höchst selten als offenbare, oder geheime Widersacher des Guten auf. Die mehresten Mädchen und Weiber sind schlecht, weil sie nicht glücklich, nicht zufrieden sind.

Die Quelle ihres Glücks liegt viel zu weit außer ihnen. Sie entspringt in einer Ebene, in welcher das Versiegen eben so wahrscheinlich ist, als die Beymischung fremder Bestandtheile. Mehr trübe als helle quillt sie, und sehr oft kommt kein Tropfen in den dürren Boden, von dem der Mann die Früchte der Zufriedenheit und des Glücks erwartet. Selten giebt er sich die Mühe, ein Bächlein dahin zu leiten; und wenn es geschieht: so sorgt er nicht dafür, daß es immerdar und helle riesele.

Die Schamhaftigkeit muß die Stelle aller Tugenden vertreten. Sie soll den Schein des Glücks und der Zufriedenheit verbreiten; sie soll den unglücklichen Zustand verhehlen, die Unzu-

friedenheit verläugnen und die Veranlassung zu edeln Thaten werden. Was würde die Welt seyn, wenn dieses Eigenthum des weiblichen Geschlechts von der Erde verschwände? Was würde die Schamhaftigkeit leisten, wenn sie aus Geistesveredelung hervorginge?

Wenn die Geistesveredelung recht gut gelingen soll: dann muß sie schon in der zarten Jugend begonnen werden, weil die erste Bildung des jungen Menschen, einen sehr bedeutenden Einfluß auf das Thun und das Lassen des Erwachsenen äußert, so, daß der Mensch mehr oder weniger in der Bahn fortschreitet, in die er eingeführt wurde.

Zwar bleiben uns von den Jahren der Kindheit nur schwache Eindrücke zurück; wir können uns die Vergangenheit nicht lebhaft ins Gedächtniß zurück rufen; nicht deutlich vorstellen. Allein, diese schwachen Eindrücke, diese dunkeln Vorstellungen äußern doch eine Wirkung, die derjenigen ähn-

ähnlich ist, die aus dem lebhafteren Bewußtseyn hervorgeht. Sehr viele Menschen verdanken ihr, ihre Neigung zum Gut- oder Schlechtseyn. Denn, alles was sich in der Folge an diese schwachen Eindrücke anschließen kann, das vermehrt sie; sie gehen daher nicht verlohren; die Alten geben, in Verbindung mit dem Neuen, die lebhaftesten Eindrücke, die das Gedächtniß leicht auffindet, und es kostet dann dem Menschen weniger Mühe, gut und edel zu handeln, als wenn gar keine Eindrücke dieser Art vorhanden wären. Im Gegentheil wird der Mensch viel leichter zu unedeln Thaten sich aufgefordert fühlen, wenn die Neigung hierzu in der Seele verborgen ist.

Sollen nun die Weiber den wichtigsten Antheil an der Geistesveredelung nehmen: so müssen sie selbst veredelt seyn; es müssen ihnen die Mittel näher gelegt werden, durch welche die Geistesveredelung möglich ist, und sie werden sich sehr emsig beweisen. Sie müssen dem kleinen Kinde diejenige Geistesbildung geben können, an die sich die Bildung des Knabens und des Mädchens ge-

nau anschließt. Das Kind darf den Uebergang nicht gewahr werden; es darf nicht weinen, nicht trauren, wenn man ihm das Spielzeug mit dem Arbeitsgeräthe vertauscht. Aber es darf dieser Tausch nicht durch die Unwissenheit und die Trägheit des Kindes gleichgültig werden; die regere Sehnsucht zum Wechsel muß den Wechsel angenehm machen.

Gewöhnlich wirken die guten, wohlwollenden Mütter viel zu ausschließend auf das Herz des Kindes, und der folgende Lehrer nimmt den Kopf zu sehr in Anspruch. Dann bleibt es unentschieden, wer von beyden Theilen den Sieg davon tragen werde. Auf jeden Fall lebt das Kind in einer bedauerungswerthen Lage. Man unterwirft es einem Kampfe, der ihm Kräfte kostet, und der Ausgang ist ungewiß. Man traut seinem Verstande und seiner Urtheilskraft viel zu viel zu.

Behält diese Mutter auch in der Erziehung des Knaben und des Mädchens noch den nehm-

lichen

lichen Einfluß: dann kann es besser, aber auch schlimmer seyn, je nachdem diese verschiedenen Erzieher nach vernünftigen oder unvernünftigen Grundsätzen, eigenwillig oder nachgiebig verfahren. Darum findet man Menschen mit dem wärmsten Herzen ohne alle Geistesfestigkeit; und Menschen mit dem hellsten Kopfe, die das kälteste Herz haben. Der Zufall entscheidet in der Folge über ihr Glück oder ihr Unglück. Der kältere Mensch wird nie ein Geschäft mit Glück übernehmen, das nur durch herzliche Theilnahme belebt wird. Er ist vielleicht vor den Unannehmlichkeiten gesichert, die den wärmern Menschen von allen Seiten bestürmen. Aber ihm bleiben auch viele Freuden des Erdenlebens unbekannt; er trägt nie, oder doch selten die Wonnegefühle von Andern in sich hinüber; er genießt vielleicht mit mehrerer Ruhe und Muse, aber sein Genuß erreicht nie die mögliche Vollkommenheit.

Wenn der Kopf den Weg zum Herz nicht finden kann, und dem Herzen der Weg zum Kopfe unbekannt ist: dann ist der Mensch mehr

oder

oder weniger unbrauchbar, mehr oder weniger unglücklich. Die Vernunft muß die weise Herrschaft über die Gefühle behalten, und das Wohlwollen muß der Vernunft zur Seite geordnet bleiben. Kopf und Herz müssen in einer passenden Vereinigung stehen.

Hierzu muß der Zuschnitt in der zarten Jugend gemacht werden, und die Mutter hat hierzu die beste Gelegenheit, weil ihr die Bildung des kleinen Menschen allein überlassen bleibt. Sie erweißt dem Kinde immerdar Gefälligkeiten, und hierdurch entsteht eine Annäherung, wodurch sie sehr gut auf das Herz wirken kann. Sie wird die Veredelung glücklich beginnen, wenn sie dem Kinde Lehren ertheilt, die seinem Fassungsvermögen anpassen, und die die Grundlage zu dem Gebäude ausmachen, das in der Folge soll aufgeführt werden. Das Kind lernt aus Dankbarkeit spielend die Lehren der Weisheit, und je mehr es Geschmack hieran gewinnt, desto mehr verschwindet der tändelnde Sinn. Aber die Kind-

lichkeit bleibet, indem das Kindischseyn abnimmt.

Nur wenige Mütter können diesen glücklichen Zeitpunkt benutzen. Er verschwindet; nie kehrt er zurück, und das Kind hat unersetzlich viel verlohren. Gewöhnlich sehen die Mütter in der ersten und der folgenden Lebensperiode des Kindes, nur auf die äußere Anständigkeit, weil ihnen das Gegentheil lästig wird. Sie schätzen daher auch die Lehrer, die ihnen hierinne an die Hand gehen, und die Kinder schreiten unvermerkt in das Knaben- und Mädchenalter über.

Die Mädchen sind mehrentheils in dieser Lage, und sie bleiben es auch noch bey Zunahme der Jahre, bis zur Mannbarkeit und weiter hin. Die Mutter will, daß das Mädchen fein sittsam erscheine, und daß sie unschuldig bleibe. Und sie hält die äußere Anständigkeit für das beste Mittel hierzu. Aber sie vergißt es, daß die Tugend nicht hinter Schloß und Riegel erzeugt

werde.

werde. Sie scheint es nicht zu ahnen, daß die Gränzen ihrer mütterlichen Oberaufsicht nicht weit genug hinausreichen, und daß sie das Mädchen überschreiten werde, sie überschreiten müsse, wenn sie als wirksames Wesen auftreten soll.

Oder unterhält sie das Mädchen bis zur Mannbarkeit und weiterhin, mit der trocknen Religion: so erzieht sie entweder eine Schwärmerin, oder ein zaghaftes Geschöpf, das der Gewissenhaftigkeit huldigt, ohne zu wissen, was sie ist. Sie wird die Welt, als den Sammelplatz aller Sünde und Laster, verachten, und in der Einsamkeit ein bedauernswerthes Leben führen.

Alles, was aus Furcht vor der Ahndung unterlassen wird und geschieht, das ist kein Verdienst. Und es verschwindet auch d i e s e Furcht gar zu leicht in der Entfernung von der Mutter. Und bliebe sie auch in lebhafteren Andenken: so ist sie doch kein sicheres Mittel, die Sittsamkeit zu erhalten. Und wäre sie hierzu stark genug: so wird sie den Muth lähmen und die Veranlas-

sung zur falschen Schamhaftigkeit, zur Ziererey geben.

Die Furcht erzeugt höchstens nur äußerliche Anständigkeit. Diese ist immer noch keine Tugend.

Der gute Wille muß ihrem Betragen den eigentlichen und wahren Werth geben; er muß die Hauptursache der Tugend werden. Allein, er ist nicht das, was man ein gutes Herz zu nennen pflegt, denn dieses ist nichts anders, als die Neigung zur Aufnahme guter Eindrücke; eine Stimmung zur Theilnahme, zum Wohlwollen. Das kann der Mensch alles besitzen, ohne daß er tugendhaft ist. Denn selbst die entnervten Wollüstlinge haben gewöhnlich ein gutes Herz; sie sind wohlthätig.

Dessen ohnerachtet sollen die Mütter dahin wirken, daß ihre Kinder ein gutes Herz behalten, weil es am leichtesten die Tugend lieb gewinnt. Der Wille, tugendhaft zu seyn, entsteht, wenn man

man sich von dem Werthe der Tugend überzeugt hat, und dann hilft er alle Unannehmlichkeiten ertragen, alle Schwierigkeiten übersteigen, die mit der Ausübung der Tugend vereinigt sind.

Die Furcht vor der Strafe, vor Verachtung, Beschimpfung und andern Leiden, gebiehrt nur einen Haß gegen das Böse, und das Gutseyn, das aus ihm entspringt, schließt sich an einen schädlichen Egoismus an. Die Furcht erzeugt nur äußere Anständigkeit; nur eine Maske. Das Mädchen und das Weib sehen, wie ihre Freundinnen die größten Untugenden unter der Maske der äußern Anständigkeit zu verbergen wissen, und sie werden ihnen nachahmen, wenn sie nicht der Tugend huldigen.

Die Furcht erschwert die Ausübung der Pflicht. Nur bey heiterem, frohen Sinne wird sie leicht, und die Geistesveredelung macht heiter und froh. Sie ist die Mutter derjenigen Schamhaftigkeit, die das Mahl-

zeichen

zeichen der Tugend ist. Sie erleuchtet wie eine Sonne den trüben Himmel des Mannes. Sie gleicht dem lächelnden Ernste. Sie entspringt aus einer Quelle, die nie versiegt, und durch welche alle Freuden des sinnlichen Menschen einen höhern Werth erhalten.

Mögen immer das Weib oder das Mädchen, denen diese Schamhaftigkeit eigen ist, wenig körperliche Gewandheit besitzen; mögen sie unbekannt mit den künstlichen Arbeiten seyn, durch die sich viele ihrer Zeitgenossen auszeichnen; mögen sie wenige Einsichten in der Erwerbskunde besitzen; mögen sie die Kunst des Geizens nicht kennen; mögen sie immerhin vieles behalten, was die Männer Spielerey nennen; mag ihre baare Mitgabe gering, ihre Schönheit mittelmäßig, und ihr Betragen nicht für die feinere Welt gehören: sie bringen dem Manne ein Kapital mit, das die reichlichsten Zinsen liefert, Zinsen, die der Verringerung nicht unterworfen sind. Sie sind im Stande, den Geist ihrer Kinder zu veredeln, den rohen Mann, selbst den wissenschaftlich gebildeten

Mann

Mann zu veredeln, und alles, was sich ihm nähert, gedeihet in den milden Strahlen, die sie um sich verbreiten. Heil dem Manne, der in Gesellschaft eines solchen Weibes die Reise durchs Erdenleben beginnt und vollendet. Heil ihm, wenn er als ein veredelter Mensch im Stande ist, das Weib mit dem guten, wohlwollenden Herzen — zu veredeln. Wehe ihm! wenn er ein Weib bekommt, die nur aus Furcht vor der Mutter gut zu seyn schien, nur aus Furcht vor dem Manne gut bleiben kann.

Meister Wilhelm Weber.

Geschichte.

Wer die Einleitung gelesen hat, und die Absicht kennt, die ich mit der folgenden Erzählung verbinde: der wird es gerne erlauben, daß ich auf die Voreltern unsers Karl Webers zurückgehe, und dasjenige aus der Geschichte ihres Lebens heraushebe, was meiner Absicht entspricht.

Wilhelm Weber — der Großvater unsers Karl Webers — war ein armer Baumwollenwürker. Als Knabe hatte er in der Schule nicht viel gelernt, aber was er gelernt hatte, das

wußte er größtentheils noch als Mann. Vorzüglich blieben ihm einige Bibelsprüche in lebhafterem Andenken, weil er sie sehr oft laut hersagte, wenn er die Weberspuhle zwischen den aufgespannten Faden einförmig hin- und herschleuderte.

Er war ein einfältiger Mann. Die tägliche Arbeit gab ihm keine Gelegenheit die Kräfte der Seele zu üben, auch fühlte er keine Neigung zu geistigen Beschäftigungen. Er las die Zeitungen nicht; keine Erbauungsschriften; er gieng nie an öffentliche Oerter, und selten in die Kirche. Er war zufrieden mit seinem Schicksal, weil er kein besseres kannte. Das kümmerliche Einkommen reichte zur Unterhaltung des Lebens hin, und mehr verlangte er nicht.

Die Einbildungskraft, die gewöhnlich die Oberherrschaft über alle Seelenkräfte gewinnt, wenn der Mensch anhaltend eine einförmige Beschäftigung treibt, und die selbst das Handeln bey einfältigen Menschen bestimmt, war bey ihm sehr schwach.

schwach. Nur als er durch schwer verdauliche Speisen, durch dünnen Kaffee und schalen Thee, vorzüglich aber durch das Arbeiten bis in die tiefe Nacht seinen Körper geschwächt hatte, und mehrere krankhafte Zufälle sich meldeten, die aus dieser Lebensweise entstehen: da bewies sich die Einbildungskraft etwas thätiger. Aber immer blieb sie in engen Schranken.

Er war mehrere Jahre Wittwer. Seinen einzigen Sohn August hatte er der Pflege seiner Schwester überlassen. Einsam lebte er in seiner Stube. Alle häusliche Geschäfte verrichtete er selbst, und die nothwendigsten Bedürfnisse trug er in der Abenddämmerung zusammen. In der Nachbarschaft galt er für fromm; für sehr fromm, ohnerachtet man nur von ihm wußte, daß er ein ehrlicher Arbeiter war. Diese Ehrlichkeit war nicht das Werk des freyen Wollens, sondern die Folge der Gewohnheit, seiner Furchtsamkeit, seiner einsamen Lebensweise, der Beschaffenheit seines Körpers und der Ungewohnheit zu betrügen und betrogen zu werden. Sie war demnach keine Tugend.

Als

Als nun durch die kränkliche Empfindlichkeit des Körpers, die Einbildungskraft nach und nach erweckt wurde, legte er in einige Sprüche der Bibel einen Sinn, den er nie vermuthet hatte. Er fand Wohlgefallen daran, alle bekannte Sprüche der Reihe nach zu beurtheilen, und alle schienen ihm einen geheimen Sinn zu enthalten. Aber wenn er den Vorsatz faßte, recht ernsthaft nachzudenken: dann dachte er gar nichts. In solchen Augenblicken zauberte ihm die Einbildungskraft die lächerlichsten Dinge vor; er hielt sie für die Eingebungen eines höhern Wesens, für die untrüglichste Wahrheit. Nun glaubte er, daß ihm das eigene Nachgrübeln nicht mehr zieme; er gab sich alle Mühe, gar nichts zu denken, in der Voraussetzung, es wirke dann der Geist Gottes desto leichter und kräftiger in ihm. Alles, was ihm dann in den Sinn kam, das hielt er für die heiligste Wahrheit, und die Sehnsucht nach neuen Entdeckungen leitete ihn in eine seltene Gleichgültigkeit, die ihm nicht einmal ein Dankgebet zum gütigen Geber erlaubte.

Bey dieser Geistesstimmung gerieth die Weberey nicht. Sein Verleger tadelte die Lieferungen, er aber gab sich alle Mühe, den Tadel von sich abzulehnen. Mit großer Aengstlichkeit wagte er sich an eine Arbeit, die er sonst mit vielem Vergnügen und großer Genauigkeit verrichtet hatte. Aber immer schlechter gerieth sie ihm. Der Verleger erklärte die Lieferung für Lehrlingsarbeit; er verweigerte ihm die neue Anlage, und Meister Weber, der als ein guter Arbeiter bekannt war, fühlte sich hart beleidigt. Aber hassen konnte er den Verleger nicht, ob er sich gleich viele Mühe gab, den Groll zu nähren, der in seiner Seele empor kommen wollte.

Die Nacht verging unter ängstigenden Träumen und abwechselnden Wachen. Plane wurden entworfen und wieder verworfen, und am Ende mußte er sich doch entschließen, einen billigern Verleger zu suchen.

Schüchtern verließ er die Stube, und ob er zwar wußte, daß er jedem Verleger willkommen

seyn

seyn werde: so trieb ihn doch die Angst durch mehrere Straßen. Sie verdrängte die Absicht, die ihn zum Ausgange veranlaßte, und er kehrte zurück, ohne einen Versuch gewagt zu haben.

Beym Eintreten in die Stube stand ihm der abgeräumte Weberstuhl vor Augen. Ein eiskalter Schauer fuhr ihm durch den ganzen Körper, und er wagte es nicht, ihn noch einmal anzusehn. In allen Bewegungen beobachtete er die Richtung, daß sein Rücken dem Weberstuhl zugekehrt blieb, und hierdurch ward er ihm desto furchtbarer.

Nach einem in ungewohntem Müssigange durchlebten Tage folgte eine unangenehme Nacht. Der kommende Morgen erweckte die Gewohnheit zu arbeiten, aber die Gelegenheit zum Thätigseyn war nicht da. Endlich entschloß er sich, den Selbstverleger zu machen. Alle baare Haabe wurde zusammen gesucht; er trug sie zu einem Garnhändler, und mit leichterem Herzen kehrte er zurück. Nun sah er mit mehrerer Dreistigkeit

den leeren Weberstuhl an, und die Arbeit wurde mit neuem Eifer begonnen. Als nun die weißen Fäden auf dem Weberstuhle leuchteten: da ward er wieder froh, und er hieng so sehr an der Arbeit, daß er die Sprüche der Bibel vergaß.

Die übermäßige Anstrengung seiner Kräfte veranlaßte eine kleine Unpäßlichkeit. Sie gebot Enthaltung von der Arbeit, da kehrten denn auch bey der Langenweile die bekannten Sprüche der Bibel wieder in das Gedächtniß zurück. Sie waren ihm fremder geworden, und die Einbildungskraft wurde durch den Reiz der Neuheit lebhafter aufgeregt. Eifriger als sonst sehnte er sich nach der Erklärung, und mit ungedüldiger Sehnsucht hoffte er auf Eingebungen von höherer Hand.

Die Unpäßlichkeit hob sich. Er arbeitete wieder, aber die Arbeit gieng nicht von Händen. Er verglich die muthmaßliche Einnahme mit der gewissen Ausgabe, und die Fehlsumme war nicht unbeträchtlich. Nun gerieth er auf den thörig-

ten Einfall, die Ausgabe zu vermindern. Darum aß er schlechtere Speisen und weniger; und immer schlechter wurde die Arbeit.

Im finstern Tiefsinn schwebten ihm die Sprüche der Bibel unkenntlich vor Augen. Träumend saß er mit offenen Augen auf dem Weberstuhl, und die Füße ruhten auf den Trritthölzern. Auch stand er oft Stunden lang an dem Fenster, das auf die gangbarste Straße der Stadt führte; und doch sah er die Vorübergehenden nicht. Er stand am kalten Ofen und fror. Schüsseln, Töpfe und rohe Nahrungsmittel trug er zusammen: aber er kochte nicht. Er aß nicht, wenn er hungerte; er trank nicht, wenn er Durst litte. Aber ohne Hunger verschlang er das trockne Brod, und ohne Durst trank er kaltes Wasser. Am Tage schlief er mehrere Stunden, und des Nachts wachte er. Er stand mit dem Vorsatze auf, recht anhaltend zu arbeiten, und bey dem ersten Beginnen war der Vorsatz dahin. Die Kräfte seines Körpers nahmen ab; die krankhaften Gefühle nahmen zu, und er betrachtete seine körperliche

und häusliche Lage mit großer Kaltblütigkeit.

Aus diesem Zustande der Gleichgültigkeit weckte ihn die Pflicht die Selbsterhaltung plötzlich. Er erkannte sich als einen gewissenlosen Menschen, und dieses Bewußtseyn trieb ihn zur Arbeit. Allein der beste Wille konnte die fehlende Kraft nicht ersetzen. Die Weberspuhle vollendete selten ihren Lauf; die Fäden zerrissen, und das Gewebe wurde ungleich. Unwillkührlich senkte sich das matte Haupt auf die Ecke des Weberstuhls; er schlief ein.

Er träumte. Eine Stimme rief ihm zu: „Weber, laß deinen Sohn August Theologie studiren, und er wird dir den wahren Sinn der Bibelsprüche kund thun". Er erwachte, und noch schallte die Stimme in seinen Ohren. Aengstlich sah er um sich her, um den Freund zu entdecken, der ihm die wichtigen Worte zugesprochen hatte; und er fand eine schauerliche Leere!

Nun erkannte er in der Stimme den Befehl eines höheren Wesens, dessen Nähe er oft vermuthet hatte. Er stieg von dem Weberstuhl herab, und mit entblößtem Haupte und gefaltenen Händen kniete er hin. „Ich danke dir, Vater" — betete er — „für deinen Rath, und ich gelobe dir, die gewissenhafteste Folgsamkeit".

Er stand auf, und glaubte ein anderer Mensch geworden zu seyn. In allen seinen Bewegungen entdeckte er eine Würde, die ihm Hochachtung gegen sich selbst einflößte. Er trat gegen den Spiegel, und seine Gesichtszüge fand er verändert; wie eine Helle leuchtete es ihm. Er fing an, stolz auf sich selbst zu werden, je mehr er den Werth erkannte, den ein höheres Wesen in ihm gefunden hatte. Zwischen Himmel und Erde schwebte er, der gutmüthige, fromme, einfältige Schwärmer!

Nun trug er allen Vorrath von Lebensmitteln zusammen; er kochte eine Suppe, an der er das Beste verschwendete; und sie gerieth ihm.

Mit freudigem Gemüthe aß er, und die Hoffnung gab der werdenden Kraft einige Wirklichkeit.

Das Sonntagskleid wurde aus der Lade hervorgeholt. Er zog das Hemde an, das ihm die Braut am Hochzeittage schenkte, und die Erinnerung an jene vergangene Feyerlichkeit erhob die Feyer, die er in sich fühlte. Gleichgültig sah er den Weberstuhl an. Muthvoller als je, verließ er seine Stube. Mit ungewohnter Herzhaftigkeit schritt er durch die Straßen, um dem Sohne August, seiner Schwester und seinem Schwager alles zu erzählen, was geschehen war.

Es fiel ihm nicht ein, die Zeit zu berechnen, die zwischen der Erfüllung seines Wunsches mitten inne stand. Die Einbildungskraft erlaubte es nicht; durch sie verschwanden alle Hindernisse aus seinem Gesichtskreise.

Meister Veltheim und seine Frau.

Der Rothgerber Veltheim — Webers Schwager — war ein wohlhabender Mann. Arbeit und Gewinn hatten sich nie getrennt, und je mehr er den Gewinn schätzte, desto eifriger hieng er an der Arbeit. Durch die Uebung und durch gute, nährende Speisen brachte er es dahin, daß er die schwersten Arbeiten mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und Ausdauer verrichtete. Aber neben der Körperkraft nahm auch die Rohheit zu, die den Menschen zum Lastthiere herabwürdigt, indem sie die Menschlichkeit verdrängt.

Nun

Nun konnte man aber nicht sagen, daß er sich auf seine Rohheit etwas einbildete, oder daß er jede Gelegenheit ergriffen hätte, die gebildeten Menschen zu beleidigen. Er verlangte von seinen Untergebenen nur — Arbeit; von seinen Käufern nur — Geld. Aber gleichgültig war er dabey, wenn seine Mitarbeiter die Gesundheit einbüßten, oder wenn der Wohlstand der Käufer sich verminderte. Setzte man in diesen und in ähnlichen Fällen Menschlichkeit bey ihm voraus, und wollte man sie in Anspruch nehmen: dann kannte seine Rohheit keine Gränzen. Er gerieth in schäumende Wuth, und kein Mensch wagte es, ihn zu besänftigen. Auf der niedrigsten Stufe der Geistesbildung stand dieser Mann, mit Riesenstärke.

Und dieser Mann heirathete ein sanftes, schuldloses Mädchen — Webers Schwester. Unter der strengen Aufsicht einer kränkelnden, eigensinnigen Mutter war sie am Spuhlrade des Vaters aufgewachsen. Sie war groß, schön und als ein arbeitsames, gut erzogenes Mädchen bekannt.

Meister Veltheim hielt um sie an, und die Eltern gaben sie ihm hin.

Frau Veltheim glaubte das Glück zu besitzen, um das sie von ihren Freundinnen und andern armen und reichen Mädchen beneidet wurde, und dieses Bewußtseyn vertrat die Stelle der Liebe. Sie war die Reichthümer und die Vorräthe nicht gewohnt, die sie bey ihrem Manne fand; sie betrachtete sie daher nicht als ihr Eigenthum, sondern als ein anvertrautes Gut, und sie war sparsam und wirthschaftlich. Sie empfand es zwar, daß die Strenge des Mannes weit mächtiger war, als die Strenge der Mutter, aber sie wagte doch keine genauere Vergleichung; und ihr Schicksal war erträglicher als andere glaubten.

Das hatte sie vorzüglich ihrer ungebildeten Schamhaftigkeit zu verdanken. Die Mutter hatte ihr nehmlich gesagt: daß ein ehrbares Mädchen erröthen müsse, wenn sie andere schlecht und unsittlich handeln sieht. Weil sie nun nicht genau wußte, was man eigentlich unsittlich heiße: so

errö-

erröthete sie lieber zu oft, als zu selten. Sie wurde schamroth, wenn sie von Sachen reden hörte, die sie nicht verstand, aus Furcht, daß es doch wohl etwas unsittliches seyn könne. Auch wenn sie alleine war und ihr etwas in den Sinn kam, das gar nicht schlecht war, dann schämte sie sich vor Gott, weil die Mutter es so wollte.

Und diese ungebildete Schamhaftigkeit war die Ursache, daß sie neben dem rohen Manne nicht ganz unglücklich war. Sie erröthete, wenn er seine Untergebenen bis zur nachtheiligen Abmattung zur Arbeit anhielt; wenn er die Schuldner mit unmenschlicher Härte behandelte; wenn sie um Nachsicht und um Schonung bitten wollte, oder wenn sie den Trieb in sich fühlte, ihn sanfter, billiger und wohlwollender zu machen. Ihr ganzes Bestreben war demnach dahin gerichtet, alles aus dem Wege zu räumen, was ihrem Manne die Veranlassung zum Ausbruch der Rohheit werden konnte. Durch die Uebung brachte sie es endlich dahin, daß ihr Betragen diese gute Absicht verbarg, und was anfangs das

Werk des ernsten Willens gewesen war, das wurde nach und nach das Werk der Gewohnheit.

Oft, wenn die Weiber der Nachbarschaft Gelegenheit fanden, mit ihr von der Rohheit des Mannes zu sprechen, dann färbte die Schamröthe ihre Wangen, und die verschiedenen Mittel, ihr eine aufrichtige Beichte abzugewinnen, blieben fruchtlos. Die nehmliche Wirkung brachten auch die guten Rathgebungen hervor, die sie von ihren Eltern erhielt. Ein Glück für sie. Was die Schamhaftigkeit vermochte, das hätten gewiß alle andere Mittel vergebens versucht. Sie warf einen dichten Schleyer über die Gebrechen ihres Mannes, und der nehmliche Schleyer verbarg auch ihr Schicksal.

Die Ehe war kinderlos; mithin fehlte das Band, das selbst die rohesten, in stetem Widerspruche lebenden Gatten, doch zuweilen auf einige Augenblicke näher zusammen bringt. Unter ihnen bestand nur ein Zweck, nehmlich die Vermehrung des Vermögens. Allein, was der Mann absicht-

lich wollte, das erfüllte die Frau, indem sie einem edlern Zwecke huldigte. Meister Veltheim erkannte den Zweck nicht; er war daher mit seinem Weibe zufrieden; die Nachbarschaft hielt das Weib für kalt, hartherzig und verstockt; das Vermögen nahm zu: aber die Quelle blieb unentdeckt, aus welcher das höhere Glück und die wahre Zufriedenheit entspringen.

August Weber.

Ob nun zwar Meister Veltheim ein hartherziger Mann war, ein Mann, von dessen Gutmüthigkeit man nie etwas gehört hatte: so gab er doch seine Einwilligung, als seine sterbende Schwägerin — Meister Webers Frau — ihren einzigen Sohn August, seiner Frau zur Erziehung aufdrang. Die Bedingungen, die er seiner Frau dabey machte, hat ihre Schamhaftigkeit nie verrathen.

August war vier Jahr alt, als er in das Veltheimische Haus gebracht wurde. Seine kränkelnde

kelnde Mutter und der eigensinnige Vater hatten ihm das Stillesitzen gelehrt und die Erinnerung an die Streiche der Ruthe verbot ihm das Lachen eben so gut, als das Weinen. Darum war er zufrieden, als ihm die Pflegeeltern eine Ecke ihrer Wohnstube einräumten, mit dem Bedeuten, die angewiesenen Gränzen nie ohne Erlaubniß zu überschreiten. Einige abgenutzte Spielkarten und ein Paar hölzerne Nürnberger Rößl waren das einzige Spielgeräthe. Mit ihnen vertrieb er sich die Zeit, und Meister Veltheim bekümmerte sich nicht um ihn. Er lernte es, die dringendsten Naturbedürfnisse zu verläugnen; wie eine Bildsäule saß er da, wenn der Pflegevater gegenwärtig war.

Die Pflegemutter erlaubte ihm zwar einige Freyheiten; er durfte den vorgeschriebenen Kreis überschreiten, aber wenn dann in seiner Seele das Gefühl der Dankbarkeit rege wurde; oder wenn er durch Schmeicheln oder durch gefällige Worte sich einige Freyheiten ausbitten wollte: dann erröthete Frau Veltheim. Sie wußte es, daß

ihr

ihr Mann hierdurch zum Zorn aufgeregt, die Ruthe ergreifen würde, und unwillkührlich zeigte sie mit drohendem Finger die Stelle der Ruthe. Weil August nicht lieben durfte; so wurde auch er nicht geliebt. Es entwickelte sich demnach in seiner Seele der Saame nicht, aus welchem eine immer grünende Pflanze entsprießt, die Blüthen und Früchte zugleich trägt. Er hatte nichts, was ihn liebenswürdig machte, und weil er bloß geduldet wurde: so war sein ganzes Thun und Lassen ungleich ernsthafter, als es bey Kindern in diesen Jahren zu seyn pflegt. Im Uebrigen wurde August sehr gut gehalten; er aß, was die Pflegeeltern aßen; er wurde groß und stark, aber auch unbeholfen und tölpelhaft.

Im achten Jahre durfte er in die Schule gehen, und allmählig stieg er durch die untern Klassen, bis zum Konrektor hinauf, ohne daß es seine Pflegeeltern absichtlich wollten. Die Lehrer waren zufrieden mit ihm, weil er ein stiller, ängstlich folgsamer Knabe war. Aber nie durfte er zu Hause sein Wissen laut werden lassen; er

durfte nicht einmal in der Gegenwart seines Pflegevaters lesen oder schreiben, und seine Bücher waren immer in heimliche Winkel versteckt. Aus bloßer Langeweile wiederholte er das, was er gelernt hatte, im Stillen, und durch die öftere Uebung brachte er es so weit, daß er viele Lieder, ganze Kapitel aus der Bibel und aus lateinischen Schriftstellern ohne Anstoß hersagen konnte. Indem nun das Gedächtniß ungemein stark wurde, blieben die übrigen Seelenkräfte, aus Mangel an Uebung, schwach, und er war seinen Mitschülern ein Gegenstand des Spottes.

Nie durfte er die Kinder der Nachbarn besuchen, denn alle Gemeinschaft mit ihnen und den Schülern war ihm aufs strengste untersagt. Bloß auf dem Hinwege zur Schule und auf dem Heimwege hatte er Gelegenheit die Spiele der Kinder zu sehen; aber mitspielen konnte er nicht. Auch lag die Schule zu nahe; aus der Wohnung der Pflegeeltern konnte man den Schulweg sehen, und er wagte es nicht, sich unter die Spielenden zu mischen. Er wurde auch hierzu nicht aufgefor-

fordert; sie haßten ihn, weil er ihnen von den Lehrern als Beyspiel des Fleißes und der guten Ordnung sehr oft vorgestellt wurde. Nicht selten gab seine Tölpelhaftigkeit die Veranlassung zu Neckereyen, und er bekam mitunter derbe Rippenstöße. Das alles ertrug er mit Gelassenheit. Er hatte es nie gelernt, sich zu beklagen, darum verklagte er seine Mitschüler nicht bey ihren Lehrern.

Aber er wurde mißtrauisch; die Offenheit, das schätzbare Eigenthum des kindlichen Alters, wurde mehr und mehr verscheucht; seine Miene verrieth Murrsinn, Mißtrauen und Menschenhaß, und diese Miene hatte wieder einen beträchtlichen Einfluß auf die Stimmung seines Gemüths. Was anfänglich Folge gewesen war, das war nun anhaltend wirkende Ursache.

Hätten die Lehrer es gewußt, daß Männerernst und Knabenernst sehr verschieden bleiben müssen, gewiß, sie hätten ihn aufgefordert, immer eine heitere Miene zu machen, und hierdurch

wäre

wäre auch sein Gemüth zur Heiterkeit gestimmt und sein Herz wohlwollender geworden. Sie hätten sehr verdienstlich an ihm gehandelt, und für die ganze Lebenszeit wohlthätig auf ihn gewirkt. Allein sie hätten ihm hierdurch sein Leben erschwert. Der frohe Sinn paßte zu dem Betragen nicht, das in dem Veltheimischen Hause eingeführt war; hier galt nur der finstere Ernst.

August war dreyzehn Jahre alt; wo er als vierjähriges Kind gesessen hatte, da saß er auch jetzt noch; nicht um ein Haar breit waren seine Gränzen erweitert. Nur wenige Wochen noch, und er sollte die Schulbücher mit dem Arbeitsgeräthe vertauschen; er sollte der Lehrling seines Pflegevaters werden. Das wußte er; aber nie dachte er an diesen Wechsel. Er kannte den Zwang nicht, der ihn fesseln würde, weil er die Freyheit nicht kannte, die dem Knaben so theuer ist. Der Schritt aus einem unbekannten Zustande in einen andern, war leicht gethan.

Die Veltheime und Meister Weber.

Der zaghafte Meister Weber kam nie zu seinem Schwager Veltheim, und August kam sehr selten zu seinem Vater. Darum liebte der Vater den Sohn nicht, und der Sohn den Vater nicht. Keiner erwies dem andern einige Gefälligkeiten, mithin fehlte das Band, das Menschen mit Menschen vereinigt.

August stand an der Hausthüre seiner Pflegeeltern, als sein Vater im Festkleide mit raschen Schritten die Straße herauf kam. Er trat auf die Seite; der Vater grüßte ihn freundlicher als

sonst,

sonst, und ging, ohne anzuklopfen, in die Wohnstube. Hier saß Frau Veltheim. Sie zählte Geld, und sie winkte ihm, daß er sich setzen und sie nicht stöhren möchte.

Das war eine harte Prüfung für Meister Weber, der, von der Stimme getrieben, die er vernommen hatte, seinen Antrag nicht lange zurück halten konnte. Die Prüfung währte eine reichliche Viertelstunde, und als Frau Veltheim das Geld zusammenstrich, vergaß Meister Weber die Einleitung, die er seinem Antrag vorausschicken wollte.

„Laß August Theologie studieren", sagte er, „laß ihn Theologie studieren, damit er mir die Bibelsprüche erkläre". Frau Veltheim erschrack. So hastig und muthvoll hatte sie ihren Bruder nie gekannt, und ehe sie ihm einen guten Tag bieten konnte, wiederholte er seine Forderung noch einmal. Sie wußte es, daß ihr Bruder ein einfältiger, ängstlicher Mann war; sie hatte es schon gefürchtet, daß er tiefsinnig werden und

ihr zur Last fallen könne, und sie hielt seine Reden für den sichern Beweis seiner Verrücktheit.

Diese Ueberzeugung brachte sie so sehr aus aller Fassung, daß sie ihren Mann aus der Werkstätte herein holte, der eben Leder schwärzte. Meister Veltheim kam, mit der Bürste in der Hand, und fand seinen Schwager Weber, der ihm entgegenschrie: „Laß August Theologie studieren". Meister Veltheim lachte laut auf — eine seltene Erscheinung — und Meister Weber nahm eine ernsthaftere Miene an. „Ich komme", sagte er, „euch den Befehl eines höheren Wesens zu überbringen, und wer sich der Ausführung dieses Befehls widersetzen wird, dem verkündige ich zeitliche nnd ewige Verdammniß".

Meister Veltheim legte die Bürste aus der Hand und holte den Athem tief. Mit grosser Aufmerksamkeit betrachtete er die hagere, blasse Gestalt, die vor ihm stand; und er holte tiefer Athem. Das Mystische seiner Religion, das seit den Knabenjahren ruhig in der Seele geschlummert

mert hatte, erwachte plötzlich; er fühlte sich in diese Jahre zurückgesetzt; die Weste ward ihm zu enge; ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne, und er reichte seinem Schwager die Hand — zum zweytenmal während seines Lebens. „Setzt euch, Schwager", sagte er, aber Meister Weber blieb unbeweglich stehen. Meister Veltheim sah seine Frau an, sie sah ihn an, und beyde betrachteten den hagern, blassen Mann, der mit gefaltenen Händen vor ihnen stand.

Nur wenige Minuten währte diese Szene. Meister Veltheims Rohheit besiegte den erwachten Mystizismus; er erklärte, daß August ein Rothgeber werden sollte, und daß Meister Weber ein Narr sey. Der gute Meister Weber erzählte alles, was ihm geschehen war, er fing an, um die Erfüllung seines Wunsches zu bitten. Da wurde Meister Veltheims Galle rege; er stampfte mit den Füßen und sagte ihm: daß alle Frömmigkeit nur der Deckmantel der Faulheit sey; daß er seine Narrheit auf dem Weberstuhle vertreiben müsse, und mit diesen Worten

ging

ging er zur Thüre hinaus. Im Herausgehen rief er seiner Frau zu: „schaff' mir den Narren aus dem Hause, oder —. Frau Veltheim durfte nicht bitten, und Meister Weber ging.

In der Hausthüre stand August, er nahm ihn bey der Hand, und August ging mit ihm. Schon auf dem Heimwege entdeckte Meister Weber seinem Sohn alles, was ihm geschehen war, und daß ihn die Vorsehung zum Theologen auserkohren habe. August willigte ein. Aber als er die magere Suppe essen sollte, die ihm der Vater kochte, und als er es vernahm, daß er von heute an im väterlichen Hause wohnen solle, da fiel ihm der Muth. Er entlief.

August glaubte, man habe seine Abwesenheit nicht bemerkt, darum schlich er unter Begünstigung der Abenddämmerung in seine Stubenecke. In dem nehmlichen Augenblicke kam Meister Veltheim mit dem Lichte; er trug Augustens Kleider und Wäsche, und Frau Veltheim

heim brachte die Bücher, die sie in den Winkeln des Hauses zusammen gesucht hatte.

Als August sah, daß man seine Habseligkeiten zusammen packte, da überschritt er die Gesetze, die er nie überschritten hatte; er weinte; er bat um Verzeihung. Meister Veltheim warf ihn den Bündel zu, und der drohende Finger sagte ihm, was er zu thun habe. Angstvoll nahm er das Bündel, und was er nicht tragen konnte, das trug die Magd des Hauses.

Meister Veltheim hatte zwar die Berechnung gemacht, daß August als Lehrling und als Geselle ihm alles wieder verdienen sollte, was er an ihn verwendet hatte, allein der Starrsinn erlaubte ihm diese Vorstellung nicht. Auch Frau Veltheim dachte selten an August. Sie hatte ihn nicht geliebt; es bestand bloß eine Bekanntschaft zwischen ihr und ihm, die der Bekanntschaft ganz ähnlich ist, die so oft die Stelle der Freundschaft und der Liebe bey Ehegatten vertritt; die im Laufe der Ehe bald abgebrochen,

bald wieder erneuert wird, und die sich nie zur völligen Freundschaft erheben kann, weil ihr die nothwendigen Bedingnisse fehlen. Zwar hatte das Gemüth der Frau Veltheim die beste Anlage zur Liebe — zur Freundschaft, aber der Mann erweckte und nährte sie nicht; und ihr Herz blieb kalt. August ward bald vergessen. —

Die Webers und der Rektor Schubach.

August trug seinen Bündel in das väterliche Haus. Der Vater empfing den Wiederkehrenden mit Liebe und Freude; er nannte ihn: „lieber Sohn!"; er streichelte ihm die Wangen; er küßte ihn, und er drückte ihn an sein Herz. Das hatte August nie erfahren. Ein dunkles Gefühl verrieth ihm das Angenehme dieses Begegnens, und es wirkte so wohlthätig auf die Stimmung seines Gemüthes, daß er die vollen Schüsseln und das weiche Bette vergaß; daß er gerne um seinen Vater war.

Am andern Tage führte Meister Weber seinen Sohn zum Rektor Schubach, um für ihn sich die zahlungsfreyen Lehrstunden auszubitten. Der Rektor Schubach war ein redlicher Mann, dem das Wohl der einzelnen Schüler näher lag, als das sogenannte Blühen der Schule. Darum sah er es ungern, wenn in den obern Klassen Knaben saßen, die bey mäßigen Geistesanlagen, von armen Eltern zum Studieren bestimmt waren. Eine kleine Zahl lehrbegieriger und lernfähiger Knaben war ihm lieber, als die Menge die gut bezahlte aber wenig leistete.

Nun kannte er zwar das gute Gedächtniß des jungen Webers, aber er wußte auch, daß man bey mäßigem Wissen, mit heller Beurtheilungskraft und steter Geistesgegenwart mehr leisten kann, und auch wirklich mehr der Welt nütze und sich selbst glücklicher mache, als durch den ungeheuern Vorrath von Kenntnissen, die bloß in das Gedächtniß kommen, nie aber durch die Vernunft geordnet und benutzt werden.

Darum wünschte er, daß August in das Haus seiner Pflegeeltern zurück kehren und ein Handwerker werden möchte. Er gab sich alle Mühe, die Vortheile des Handwerkers gegen die Unannehmlichkeiten zu stellen, die den Gelehrten, und am mehresten den armen Gelehrten treffen. Er bewies dem Meister Webler: daß er gegen die Pflicht der Selbsterhaltung fehle, wenn er sich die nöthigsten Lebensbedürfnisse entziehen wolle, um seinen Sohn studieren zu lassen. Alles, was der Rektor sagte, bewies seine Menschenliebe; und daß ihm die selbst gemachte Erfahrung lebhaft vor Augen blieb.

August horchte hoch auf, als er den Rektor so reden hörte. Er dachte an das viele Geld, das die Pflegemutter zu zählen hatte; an die vollen Schüsseln, die ihm zweymal im Tage aufgetragen wurden, und an die weichen Betten. Die kindischen Begierden erwachten; er weinte. Der Rektor benutzte diese Gelegenheit, seine Behauptung zu wiederholen, und er begleitete sie mit freundschaftlich bittenden Ausdrücken.

Bis hieher hatte Meister Weber geschwiegen. Jetzt erzählte er mit ungewohnter Beredsamkeit alles, was ihm geschehen war. Der Rektor sah nun ein, daß er einen gutmüthigen Schwärmer vor sich habe, und er gab sich viele Mühe, zu beweisen: daß man, ohne die Wahrheit zu beleidigen, nie einen Traum für Wahrheit halten dürfe; daß der Ungelehrte nicht Ursache habe, der Deutung nachzugrübeln, die einzelne Stellen der Bibel enthalten; sondern, daß er bloß die Lehren aufzufassen habe, die in den lehrreichen Geschichtserzählungen verflochten sind, und daß die Bibel reich genug an Lehren sey, die jeder Ungelehrte begreifen und befolgen kann. Ja, er sagte ihm: daß August nicht einmal im Stande seyn werde, ihm die erwarteten Erklärungen mitzutheilen, weil er in einer Sprache und in einer Manier reden müsse, die ihm unverständlich bleiben würde.

Das alles sagte der Rektor mit völliger Ueberzeugung und mit einer Miene, die nur dem ehrlichen Mann eigen ist. Aber er kannte

den

den Starrsinn nicht, mit dem die einfältigen Schwärmer an ihrem Vorhaben hangen; er wußte es nicht, daß sie alle Menschen für ruchlos und für Sünder halten, die sich die Mühe nehmen, ihre irrigen Begriffe zu berichtigen, und daß man durch den sanftesten Widerspruch den heftigsten Eigensinn erwecke.

Das geschah auch hier. Meister Weber stierte den Rektor an; sein Gesicht wurde röther; die Augen blickten wild umher; die Fäuste ballten sich; er wollte reden, aber vor Zittern konnte er es nicht. Mit Ungestüm ergriff er die Hand seines Sohnes, und fort ihm zur Thüre hinaus.

Nun erkannte der Rektor den begangenen Fehler. Zitternd ging er dem zornigen Schwärmer nach, und er traf ihn noch unten im Hause an. „Ich will, sagte er, Augusten die Schulstunden frey geben; ich will ihn mit Büchern versehen; ich will ihn an die Lehrer der Universität empfehlen; ich will ihm einen Zuschuß geben,

ach, lieber Meister Weber! ich will alles, alles thun, was mir möglich ist".

Meister Weber drückte ihm die Hand, und gieng. Aber er war nicht gerecht, nicht billig gegen den braven Rektor, sonst hätte er mit mehrerer Schonung dasjenige Recht behauptet, was er an dem Rektor zu haben glaubte. Das kam aber daher, weil er ein allzugroßes Vertrauen in einen Vorzug setzte, der doch lediglich in einem Traum beruhte. Dem Manne, den alle Nachbarn für dehmüthig hielten, mangelte das Anerkennen seiner Unvollkommenheit, mithin auch das ernste Streben zum Besserwerden. Die Sehnsucht nach der Erklärung seiner Bibelsprüche war ohne allen Werth.

August als Gymnasiast und als Student.

Ob nun zwar der Rektor Schubach dem Meister Weber alles versprochen hatte, was seinem Sohn das Studieren erleichtern konnte: so nährte er doch Haß gegen diesen braven Schulmann, der mehr versprach, als seine Verhältnisse erlaubten. Wäre Meister Weber ein frommer Mann gewesen: so hätte ihm sein Gewissen sagen müssen, daß er nicht sittlich handele. Aber er war nicht fromm; er hatte kein sittliches Gefühl; keine Empfänglichkeit für Recht und Unrecht; sein Herz war nicht warm für die Tugend. Er gehörte zu der großen Zahl, die der Religion mehr

scha-

schaden als nützen, weil sie sich alle Irreligiosität erlauben, die sie nicht für „offenbare Unsittlichkeit" halten. Zwar erlaubte ihm seine Feigherzigkeit keine offenen Angriffe, allein, er wäre ohne sie, fähig hierzu gewesen. Sein Fehler läßt sich hierdurch nicht entschuldigen. Ihm fehlte der Wille, Gutes thun, und dieser kann unmöglich neben dem Mangel an Kraft, Böses zu thun, bestehen.

August war ein fleißiger Schüler, und er machte beträchtliche Fortschritte in der Sprachkunde. Nur war mit der Zunahme des Gedächtnißwerkes, die Zunahme der übrigen Seelenkräfte nicht gepaart. Die Furcht vor der Strafe war zwar verschwunden, seitdem er im väterlichen Hause lebte, doch immer noch schlummerte der Trieb nach Glückseligkeit in ihm. Und wie konnte er durch die einseitige Ausbildung der Seelenkräfte erweckt werden?

Selbst die Sehnsucht zur Befriedigung sinnlicher Genüsse blieb ihm fremd; sie reizte ihn

nicht

nicht zum Nachdenken, zum Fleiß, zur Mühe, zur Vorsicht und zur Uebung seines Verstandes. Ihm fehlten also die Mittel, wodurch der Mensch zur Quelle der höheren Glückseligkeit geleitet wird; wodurch der gute Schöpfer uns zur Ausbildung unserer Fähigkeiten so liebevoll als angenehm auffordert, und wodurch wir unbemerkt zum Weiserwerden geführt werden, weil nur allein die Weisheit im Stande ist, uns den wahren Lebensgenuß zu verschaffen. Wer nicht um sein körperliches Wohl besorgt ist, dem ist der Weg zur Geistesbildung sehr erschwert. Die sinnlichen Bedürfnisse und die Sehnsucht, sie zu befriedigen, erwecken die Fähigkeiten des Geistes, weil durch den Gebrauch dieser Fähigkeiten, jene Befriedigung möglich wird. Auf diese Art wird die Sorge für unsere sinnlichen Bedürfnisse zugleich das Mittel zur Begründung unsers geistigen Wohls. Nur dürfen uns diese Bedürfnisse nicht so viel werth werden, daß wir lieber unrecht und böse handeln, als uns die Befriedigung versagen. Nur allein der edele Zweck heiligt das Mittel.

August.

August kannte jene Aufforderung nicht. Er trug die schmutzigen und zerrissenen Kleidungen, neben den reinlichen Knaben, ohne den Abstand zu bemerken, und ohne sich eine ähnliche Tracht zu wünschen. Die Knaben kauften wohlschmeckende Dinge, Backwerk, Obst und andere Näschereyen, und er kauete die trockene Brodrinde. Er sah seine Mitschüler mit ihren Eltern fahren und gehen; er hörte die Erzählungen von genossenen Jugendfreuden, ohne Gelüsten; kurz, ihm war alles gleichgültig, was auf seine Sinnlichkeit Beziehung hatte. Und diesen Zustand nannten die Lehrer: Genügsamkeit, Enthaltsamkeit, Kreuzigung sinnlicher Begierden u. s. w. Sie lobten, was sie hätten tadeln sollen.

Die Gleichgültigkeit gegen die sinnliche Welt artete nach und nach in Haß aus. August haßte die Menschen, weil er nur diejenigen am genauesten kannte, denen er Stoff zum Lachen und Necken gab. Aber er hatte Stunden, in welchen sich dieser Haß auch auf die Lehrer, auf seinen Vater, ja auf sich selbst ausdehnte.

Erst im ein und zwanzigsten Jahre bezog August die Universität. Der Rektor Schubach hielt sein Wort; er gab ihm funfzehn Thaler Geld und Empfehlungen an bekannte und unbekannte Lehrer. Der Vater schenkte ihm das Festkleid, die beste Leibwäsche, ein spanisches Rohr mit silbernem Knopfe und Zwinge; sechs alte angeöhrte Thaler schenkte ihm die Pflegemutter. Als der Bündel geschnürt war, nahms der Vater auf die Schulter, und so wanderten sie zum Thor hinaus, der Universitätsstadt zu, die sieben Meilen entlegen war.

Auf dem Wege erneuerte der Vater seine Bitte, der Sohn erneuerte sein Versprechen, und unter wechselseitigen Betheuerungen langten sie in der berühmten Stadt an. Im Gasthof zur grünen Linde schieden sie von einander; aber von keiner Seite flossen Thränen.

Der Gastwirth zur grünen Linde bot unserm August eine kleine Stube an, und seinen Tisch; das war ihm willkommen. Aber der Vertrag

wurde

wurde nicht eher abgeschlossen, bis er das spanische Rohr und die angeöhrten alten Thaler als Unterpfand ließ. Auch das war er zufrieden, und der Wirth war der gefälligste Mann von der Welt.

August zog das Festkleid seines Vaters an; er trug die Briefe an die Behörden, und er durfte die Lehrstunden unentgeldlich besuchen. Zuerst ging er in den Hörsaal eines Weltweisen. Da hörte er von einem kecken jungen Manne Worte, die er nicht verstand, ohneachtet es deutsche Worte waren; und Begriffe aufstellen, die er nicht begreifen konnte. Nur vierzehn Tage hielt seine Geduld aus; nie kehrte er in den verlassenen Hörsaal zurück. Ein anderer Lehrer erklärte die hebräische Bibel, aber weil er nicht übersetzte, sondern mehr raisonirte: so verließ er ihn auch nach einiger Zeit. Der Lehrer der Geschichte brachte seltene Muthmaßungen zu Markte: auch er gefiel nicht. Aber desto lieber und emsiger ging er zu einem alten Sprachlehrer, der die Gränzen der Vorfahren nie überschritt: das Buchstabenwerk gefiel ihm.

Der

Der Gastwirth zur grünen Linde lernte unsern August sehr bald kennen. Er gab ihm, schmacklose Speisen, schaales Bier, und alles, was andere Gäste nicht wollten. Aber dessen ohnerachtet war das baare Geld bald dahin; der Wirth berechnete den Werth seines Unterpfandes gegen die Bedürfnisse, die August hatte, und der arme Student erhielt die Nachricht: daß er nur noch sechs Wochen freyes Obdach und Zehrung habe.

Der Termin war abgelaufen, ehe August es wähnte; ein neuer Miethsmann verdrängte ihn. In diesem Zeitpunkte ließ ihn ein alter Rechtsgelehrter rufen, der ihm, auf Veranlassung des Rektors Schubach, freye Wohnung und freye Kost anbot. August, der nie verlegen gewesen war, nahm das Anerbieten an, ohne den Werth zu berechnen, der in ihm lag.

Der alte Rechtsgelehrte sah es bald ein, daß er sich seines Haus- und Tischgenossens in vieler Hinsicht annehmen müsse. Darum veranlaßte er

ihn,

ihn, einigen Studenten Sprachunterricht zu ertheilen. August erhielt gute Bezahlung dafür, die er zum Ankauf seltener Bücher verwandte.

Ob nun zwar seine Sprachkenntnisse den Studenten sehr willkommen waren: so mißfiel sein Betragen desto mehr, und alles, was an und um ihm war, schreckte Bekannte und Unbekannte zurück. Der starke, schwarze Bart, das straffe schwarze Haar, die großen Augenbraunen, der weite Mund, die aufgeworfenen Lippen und die runzeliche Stirne, verfinsterten die finstere Miene. Die Form des Rocks paßte nicht zu der Form des Leibes, und alles, was er anhatte, verrieth die Schenkung des Vaters.

August wurde von seinem Wohlthäter veranlaßt, seine Sitten zu verfeinern und das Betragen anzunehmen, das den jungen Menschen kleidet. Er faßte den Vorsatz, sich für die Welt zu bilden. Allein, wenn er höflich seyn wollte, dann war er grob; er beleidigte, wenn er Artigkeit sagen wollte; er war schüchtern, wenn ihn

Frey-

Freymüthigkeit gekleidet hätte, und grob-dreist, wo er bescheiden seyn sollte. Was ihm gewandte Spötter sagten, das hielt er für Lob, und wenn ihn ein wohlwollender Mann lobte, dann glaubte er den bittersten Spott zu erkennen. Je mehr die Liebe zu den todten Büchern zunahm, desto mächtiger wuchs der Haß gegen die Menschen. Er entsagte der Theologie; er besuchte die Lehrstunden nicht mehr, sondern er studirte in möglichster Einsamkeit die älteren und neueren Sprachen.

Sein Wohlthäter starb. Der Erbe vertrieb den finstern Stubensitzer, und er war gezwungen, zur Vaterstadt zurück zu kehren, nachdem er zwey Jahre abwesend gewesen war.

Meister Weber empfing seinen Sohn mit offenen Armen, aber als er erfuhr, daß er auf die Erklärung der Bibelsprüche Verzicht leisten müsse, da sagte er ihm viele Vorwürfe.

August schwieg. Er setzte sich am Spuhlrade

rade und spuhlte; der Vater setzte sich auf den Weberstuhl, und ehe man es vermuthete, vereinigte die gemeinschaftliche Arbeit die Einsiedler wieder.

Durch die Theilnahme des Sohns gewann Meister Weber neues Wohlgefallen an der Weberrey; er bekam den Ruf eines guten Arbeiters wieder; die Einnahme vermehrte sich, und sie war hinreichend für beyde.

August war zufrieden, aber er war nicht glücklich; es fehlte ihm ja der Verstand und der gute Wille, seine Kenntnisse zu benutzen.

August Weber als Konrektor.

August war ein fühlloser Mensch. Sein Herz kannte die Dankbarkeit nicht, die den Geber mit dem Nehmer vereinigt, und die überhaupt den sinnlichen und geistigen Menschen, mit der Sinnes, und Geisterwelt auf eine äußerst interessante Art vereinigt. Alles, was er als Kind und als Knabe von seinen Pflegeeltern erhielt, das wurde ihm nur zugeworfen. Nie legten sie einen Werth in ihre Gaben, darum blieb sein Herz kalt bey der Annahme. Er hatte die kindliche Freude nicht kennen gelernt, eine Freude, die selbst dem Erwachsenen, ja dem Greise den

Werth der Sinnes- und Geistesgenüsse erhöht, und die ihnen die Kunst lehrt, wahrhaft zufrieden zu seyn. Gewiß! wir müssen werden wie die Kindlein, wenn wir das Reich Gottes empfahen wollen!

August hatte während seines Studentenlebens mehrere Briefe vom Rektor Schubach, und viele Beweise seines Edelmuths erhalten: aber keinen hatte er beantwortet; nie hatte er gedankt. Er meldete ihm auch seine Rückkehr nicht; ein Vierteljahr lebte er in der väterlichen Wohnung, ohne daß es bekannt wurde.

Als nun der Konrektor Wacher starb, und der Rektor Schuhbach von der Schulinspektion veranlaßt wurde, für die Wiederbesetzung dieser Stelle zu sorgen, da schrieb er an August. Allein der Bothe brachte den Brief unentsiegelt zurück, und auf der Rückseite hatte der Pedell geschrieben; „Studiosus Weber ist nicht mehr hier".

Nun

Nun suchte ihn der Rektor beym Vater auf, und er fand ihn am Spuhlrade. Der Rektor erschrack: heftiger noch erschrack Meister Weber; aber August blieb ruhig. Der Rektor reichte ihm die Hand und bat, daß er ihm die Schicksale seines Studentenlebens erzählen möge; aber August schwieg. Meister Weber erzählte hierauf, daß August nicht Wort gehalten habe, und der Rektor erzählte beyden die Absicht seines Besuchs. Da faltete Meister Weber die Hände. Augustens Gesicht drehte sich mehr und mehr abwärts, je wahrscheinlicher der Rektor die Erfüllung seines Vorhabens machte, und endlich erklärte er: daß er die Stelle nicht annehmen könne, und daß er lieber am Spuhlrade des Vaters sterben wolle.

August hatte sich nie mit irgend einem Anliegen, und mit vollem Vertrauen an die Menschen gewandt, ihm fehlte daher auch das Vertrauen gegen sich selbst. Das wußte der Rektor. Aber er wußte es auch, daß man dieses Mißtrauen, das in der Beschaffenheit des geistigen

und

und sinnlichen Menschen beruht, durch Zureden nicht heben könne, sondern daß man den Menschen auf denjenigen Standpunkt stellen, und in die ganze Lage bringen müsse, in welcher er zur Benutzung seiner Kräfte gezwungen wird. Darum erforschte er, durch wiederholte Besuche, Augustens Kenntnisse, und als er sie zum vorliegenden Zwecke völlig hinreichend fand: erhielt August das Konrektorat.

Der Rektor Schubach that alles, was man von einem Freunde erwarten konnte. Er lieh dem Konrektor die Summe, die die Einrichtung erforderte; er lud ihn zu sich, wenn er Gäste gebeten hatte, und er nahm ihn mit, wenn er gebeten war. Aber der neue Konrektor gefiel nicht. Er gab sich keine Mühe, die Zuneigung seiner Nebenmenschen zu gewinnen; er liebte nicht, um wieder geliebt zu werden, denn er wußte nicht, daß man durch die Zuneigung, die man Andern schenkt, sich selbst wie in einem Spiegel, in einer gefälligen Gestalt sehe. Darum gewann er sich selbst nicht lieb; er eignete sich das Ver-

gen Anderer nicht zu; ganz abgesondert stand er mitten unter Menschen, auf welche er wirken sollte.

Auf mannichfaltige Art zeichnete er sich gegen seine Zeitgenossen aus. Die Form seiner Kleider unterschied sich sehr kenntlich von der gewöhnlichen, und hierdurch gab er zu erkennen, daß er das Urtheil der Menschen nicht achte, und daß ihm diejenige Liebe fehle, die sich nach dem Geliebten bequemt. In seinem Hause und in seinem Aeußern war er nicht reinlich, und man erkannte hierinne, daß er die Menschen nicht schätze. Nie war er ein wohlgemutheter Knabe gewesen, darum sah er es nicht ein, daß der jugendliche Sinn, mit der trocknen Sprachlehre im Widerspruch stehe. Die muntern Knaben behandelte er als ernsthafte Männer, und was ihr leichter Sinn verschuldete, das ahndete er als Bosheit. Hierinne ging er so weit, daß ihn die Vorgesetzten in engere Schranken zurückweisen mußten.

Seinen

Seinen Schülern lehrte er zwar die lateinische und griechische Sprache, aber er veredelte sie nicht. Und weil er mit seltner Strenge auf das Auswendiglernen bestand: so raubte er ihnen die Zeit, in welcher die durch die Lehren der Religion begonnene Veredelung fortschreiten sollte. Die Schüler blieben, oder wurden roh, zanksüchtig und einseitig. Die Artigkeit, die schönste Blume im jugendlichen Kranze, fehlte ihnen. Es entwickelte sich in ihnen diejenige Menschenliebe nicht, die die Mutter der ächten Artigkeit ist. Sie gaben sich keine Mühe, das zu errathen, was andern wohlgefällt; die Selbstsucht wucherte durch tiefgehende Wurzeln.

Der Konrektor Weber und Justine.

Der Konrektor Weber hatte eine gute Einnahme, aber er verstand das Wirthschaften nicht. Er war karg; seine Bedürfnisse waren gering, und doch mangelte das baare Geld sehr oft. Das kam aber daher, weil er ein Fremdling in der gegenwärtigen Welt war; nur unter Griechen und Römern lebte er.

Nie hatte er um die Gunst und um die Liebe der Menschen geworben, darum fand sich nicht einer, der ihm durch kleine Gefälligkeiten, durch Rath und That, durch die Mittheilung besserer

besserer Einsichten, oder durch die Anzeige nicht bemerkter Gebrechen, nützlich gewesen wäre. Das kam der alten, schlauen Haushälterin sehr zu Statten, und sie blieb ungestöhrt in allen Unternehmungen, die auf den Beutel ihres Herrn gerichtet waren.

Der Mangel an baarem Gelde erregte aber nur dann unangenehme Gefühle, wenn er ihm die Vermehrung seiner Büchersammlung untersagte; und je mehr ihm der Besitz seltener Bücher schmeichelte, desto öfterer und heftiger empfand er das Unangenehme des Geldmangels. Die Büchersucht hatte sich zur Leidenschaft erhoben, aber die Bücher, die er kaufte, oder vielmehr die Art, in welcher er seine Bücher laß, ließ das Herz kalt.

Einst brachte ihm der Büchertrödler ein Werk, das er lange bestellt und gewünscht hatte, mit dem Bedeuten: daß er sich in drey Tagen erklären müsse, ob er es behalten wolle. Der Preiß war gering, aber das Geld fehlte, und er gerieth

in eine ungewohnte Verlegenheit, die um so mehr zunahm, je näher der Termin zu Ende ging. Er suchte Beruhigung am Studiertische und in der Schule, aber er fand sie nicht. Noch nie war eine Leidenschaft so lebhaft in ihm geworden. Sie vermochte ihn zu einem Spatziergange.

Es war ein schöner Sommerabend, als der Konrektor Weber den Spatziergang wagte. Aber fühllos und unerquickt schlich er durch die kühle Abendluft. Die freye Flur gefiel ihm nicht. Er suchte den Wald, den himmelhohe Eichen verdunkelten, denn er paßte zu seinem Murrsinne. Ein Regenguß vertrieb den einsamen Wanderer, und erinnerte ihn an die Rückkehr. Sein Weg führte ihn an dem Hause vorbey, in welchem die Wittwe seines Vorgängers wohnte. Sie stand am Fenster; sie grüßte ihn freundlich; sie lud ihn zu sich ein, und er folgte, ohne daß er es wollte.

Justine war eine gutmüthige Frau. Sie haßte den Mann nicht, der die Stelle ihres Mannes erhielt, und hierdurch und durch viele

andere

andere gute Eigenschaften, zeichnete sie sich vor vielen Weibern aus. Alles, was die knappe Haushaltung vermochte, das trug sie dem Konrektor auf, und sie behandelte ihn so, als wenn sie ihn mehrere Jahre gekannt hätte, da sie doch nur einmal in seiner Gesellschaft gewesen war; und das ging ihr von Herzen. Ihre Artigkeit war nicht zusammengesetzt aus mühsam erlernten Regeln, und geläufig durch lange Uebung; sie entsprang aus wahrer Menschenliebe, aus einem fühlenden, wohlwollenden Herzen.

Justinens Betragen wirkte auf das Gemüth des frostigen Konrektors, das durch die Büchersucht wärmer geworden war; es entlockte ihm sogar das Geständniß, daß ihm das baare Geld zum Ankauf eines seltenen Buches mangele. Allein er dachte nicht daran, daß Justine von einem geringen Gnadengehalt lebte, das ihr der Fürst aus Mitleid reichen ließ. Justinens Offenheit gestand die Unvermögenheit zu helfen, aber ihre Menschenliebe gebot ihr zugleich, sich in die häuslichen Angelegenheiten des Konrektors

zu

zu mischen, und ihm zu sagen: daß seine Einnahme ähnliche Ausgaben sehr gut erlaube; daß ihn aber die Haushälterin bevortheile, und daß er dieser Betrügerey am sichersten durch eine Heyrath ausweichen könne.

Der Konrektor kannte die Vortheile nicht, die dem Geschäftsmann aus der Verbindung mit einem Weibe erwachsen; er wußte nicht, daß das Weib mit der Uebernahme der Haushaltung, auch unzählige Unannehmlichkeiten übernehme, und daß sie auf Vieles Verzicht leiste, was sie absichtlich ihrem Manne zu verschaffen sucht. Das alles und noch mehr erfuhr er jetzt erst durch Justinen. Und mit den aufgezählten Vortheilen verglich sie die Nachtheile, die sich nie von dem außerehelichen Leben trennen lassen.

Der Konrektor wollte die Vorzüge seines Krötenlebens schildern, aber es fehlten Farben und Pinsel. Seine Verlegenheit stieg immer höher, und Justine hielt sie für das Zeichen seiner Ueberzeugung. Das gute Weib bot ihm

Hele-

Helenen, ihre eigene Tochter an, die der Gräfin Spender als Kammermädchen diente.

Justine empfahl dem Konrektor Weber das eheliche Leben, ob sie gleich nur das Unangenehme desselben kannte. Ihr Mann war ein gottloser Mensch. Er verschwendete das Vermögen, das sie ihm brachte; er verbitterte ihr die seltenen Freuden des Lebens, und die häufigen Leiden vergrößerte er durch ungewöhnliche Mittel. Seine Sinnlichkeit kannte keine Gränzen, und seinem Gaumen opferte er alles auf, was die Sparsamkeit des Weibes für die künftigen Zeiten zurücklegen wollte. Alles unter der Maske der Frömmigkeit.

Als die Mitgabe verzehrt war, und der Ertrag der Schulstelle nicht hinreichte, die Bedürfnisse des Mannes zu befriedigen und den äussern Glanz der Haushaltung zu erhalten: da leistete sie auf alles Verzicht, um nur den Mann in der gewohnten Lebensweise nicht zu unterbrechen. An dem nehmlichen Tische, an dem er die

theuern

theuern Leckerbissen verschlang, aß sie mit ihrer Tochter — das trockne Brod. Die Sorge für den Mann unterjochte ihr Gelüsten, und das Gelüsten der Tochter verscheuchte die ernsthaft-zärtliche Miene der Mutter.

Das alles that sie nicht in der Absicht, ihr Schicksal erträglicher zu machen. Sie wußte es aus langer Erfahrung, daß alle ihre Aufopferungen für Schuldigkeit galten, und daß der sinnliche Mensch auch der unbilligste werde, so bald er unzufrieden wird. Und dennoch blieb sie das, was sie am ersten Tage der Ehe gewesen war. Ihr Bestreben, gegen Unverschämtheit zu kämpfen, entsprang aus der Güte ihres Herzens. Sie hatte sich die Ehe als einen Himmel auf Erden gedacht, und darum hatte sie einen Mann gewählt, von dem sie glaubte, daß er, aus heiliger Pflicht, fromm und edel seyn müsse und seyn werde. Aber sie fand bald, daß der Schein trüge. Sie bereuete den Schritt; sie schämte sich, als sie erfuhr, daß ihr Mann, unter dem Mantel der Redlichkeit, die niedrigste Absicht

verbarg. Sie schämte sich, und sie gab sich alle Mühe, ihre Entdeckung vor den Menschen zu verbergen. Daher kam ihr Bestreben, alles zum Besten zu kehren, und ihr Bemühen, alles zu entfernen, was die Sinnlichkeit ihres Mannes verrathen konnte. Sie betrachtete die Gebrechen ihres Mannes als ihre eigenen, und immer hatte sie den Schleyer bey der Hand, um sie zu verhüllen.

Und dennoch empfahl sie dem Konrektor Weber das eheliche Leben. Sie empfahl es dem Manne, von dem sie wußte, daß er als ein Sonderling bekannt war. Sie bot ihm sogar ihre Tochter, ein schuldloses, unerfahrnes Mädchen, an! Auch dieses verschuldete ihr gutes Herz.

Sie hatte, während ihrer unglücklichen Ehe, nie über ihren Mann geklagt, gern hatte sie alle Aufforderung zum Klagen mit Klugheit von sich abgelehnt. Sie hatte vielmehr ein Glück geheuchelt, das sie nicht besaß, und darum blieb die Sehnsucht nach ihm immer lebhaft; selbst in

dem höhern Alter. Durch diese Sehnsucht fühlte sie sich aufgefordert, bey Andern das Glück zu stiften, das sie selbst nicht erreichen konnte: Sie hatte den Glauben an die Menschheit nicht verlohren. Was ihr nicht möglich gewesen war, das, dachte sie, könne doch wohl ihre Tochter möglich machen; und sie wollte sich hierdurch für die mannichfaltigen Leiden schadlos halten. Die gutmüthige Kupplerin!

Die Gräfin Spender.

Die Gräfin Spender galt für eine Betschwester. Man sagte öffentlich: daß sie aus Mangel an Kraft und Gelegenheit zu sündigen — gut scheine, und daß sie im Stillen der Sinnlichkeit manches Opfer bringe. Wir wollen dieses Urtheil nicht unterschreiben; wir wollen sie glimpflicher behandeln, und ihr unser Mitleid schenken.

Als die einzige Tochter reicher Eltern, verschrieb man ihr eine Erzieherin aus Frankreich. Madame Dülor kam; sie hatte viel Welt, d. h. sie tanzte, zeichnete, stickte, sie spielte das Klavier,

vier, sie sang, sie machte Putz, sie spielte die Charte, sie hatte die Sprache völlig in ihrer Gewalt, so, daß sie über Dinge mitsprechen konnte, die sie kaum dem Nahmen nach kannte; und in allen ihren Mienen und in der Haltung des Körpers befolgte sie die Regeln ganz genau, die sich die verfeinerten Menschen entworfen haben. Sie war die Liebe, die Höflichkeit, die Manierlichkeit selbst; alles drängte sich zu ihrer Unterhaltung. Allgemein galt sie für eine sittsame Frau.

Aber Madame Dülor kannte das Sittengesetz nicht, das der Maaßstab ihrer Handlungen seyn sollte. Sie wußte es nicht: ob sie vernünftig oder unvernünftig handele; und weil ihr die Gränze unbekannt war, die das Recht von dem Unrecht unterscheidet: so handelte sie nicht immer so, wie sie es von andern Menschen mit Recht fordern konnte. Die Gebote und Verbote, welche ihr Thun und ihr Lassen bestimmen sollten, waren ihr unbekannt.

Desto

Desto besser kannte sie die Gesetze der äussern Anständigkeit, und diese lehrte sie ihrem Zögling. Die junge Gräfin war folgsam und gelehrig, und weil man ihr sagte, daß in der äussern Anständigkeit das Glück und der Werth eines Mädchens beruhe: so befolgte sie die Vorschriften genau; sie bildete sich ganz nach ihrer Erzieherin; sie that nichts, was nach dem Urtheil vornehmer Menschen, unschicklich, war.

Die artige Gräfin fand vielen Beyfall, bey Menschen, die in die Artigkeit einen höhern Werth legten, als ihr gebührt. Unter der genauen Aufsicht der Erzieherin, hatte sie keine Gelegenheit schlecht zu handeln. Sie liebte alle Menschen — ohne zu wissen: warum; keinen haßte sie, weil sie nur mit artigen Menschen umging, also mit Menschen, die ihr ähnlich waren.

Im funfzehnten Jahre, als die Sinnlichkeit sie zum freyeren Wollen und Handeln aufforderte, ward sie dem Grafen Spender angetraut; im

zwan-

zwanzigsten Jahre war sie Wittwe, und in dem Besitz eines unermeßlichen Vermögens. Doch unter der Bedingung: daß sie nie wieder heyrathen dürfe.

Bald nach dem Tode des Mannes begann der Zeitpunkt einer harten Prüfung. Schöne, artige und verdienstvolle Männer bothen alles auf, den abgeschlossenen Vertrag zu vernichten; aber die Mutter war zu strenge; sie erlaubte es nicht. Die braven Männer wichen zurück; die geübten Verführer rückten ihr näher. Unter dem Deckmantel der Artigkeit und Anständigkeit verbargen sie ihre schändlichen Absichten, und die Gräfin that, was sie g e l e r n t hatte; sie war artig. Allein die Sinnlichkeit entschlüpfte dem Szepter der Artigkeit; das Herz wandte sich nicht an die Vernunft, und unter einer viel zu sanften Regentschaft des fühlenden Herzens ward sie eine — Verbrecherin. Der erste Schritt war gethan; ihm folgten mehrere nach, und die artige Gräfin ward eine unartige Sünderin, ohne

die

die Sitten zu beleidigen, die in ihrem Zirkel Mode waren.

Das herannahende Alter wollte, daß sie seltner sündigte; die Neigung zum Sinnlichen nahm ab; die Artigkeit blieb. Aber sie erschien jetzt in einer ernsthafteren Gestalt; sie ward zur äußern Religiosität. Die Buhlerin ward — eine Betschwester.

Sie ging zu einer Religionspartheÿ über, die allen Sündern eine sichere und beruhigende Freystätte anbietet und verschafft. Sie empfand zwar vorübergehende, oder auch dauernde Unlust, und sie wurde hierdurch zur Klugheit und Vorsicht veranlaßt. Aber jene ächte Schamhaftigkeit wurde nicht erweckt, die bloß aus dem Bewußtseyn des sittlichen Unwerths jener Handlungen entsteht, die das Werk des freyen Willens waren. Die Vernunft entschied nicht über ihr voriges und jetziges Betragen.

Die Gräfin fand ihre Rechnung bey dieser

gionspartheÿ, die vorzüglich denjenigen Theil der Religion auffaßt, der das Herz ergreift, die aber dasjenige unberührt läßt, was die Vernunft auffassen muß. Das Weib, die ehedem so warm für die Sinnlichkeit gewesen war, hing nun mit gleicher Wärme an der religiösen Empfindeley. Sie liebte den Seelenbräutigam eben so innig, als ihre vorigen Liebhaber, und alles, was ehedem ihre Sinnlichkeit erregt hatte, das trug zur Vermehrung der religiösen Empfindeley bey. Doch ich bin überzeugt, daß sie im Alter noch unsittlich hätte handeln können, wenn die Sinnlichkeit mächtig genug gewesen wäre, die Empfindeley zu besiegen. Immer noch waren ihr die Betbrüder angenehmer, als die Betschwestern; jene erhöheten ihre Andacht mehr als die letztern.

Sie beurtheilte und behandelte aber die Menschen mit vieler Schonung und mit Artigkeit, die nicht zu ihrer Fahne geschworen hatten, und dadurch unterschied sie sich von vielen ihres Gleichen. Die Ursache hiervon liegt zu hell

am

am Tage, als daß ich es nöthig hätte, sie zu erörtern.

Streng befolgte sie die Gesetze ihres Glaubens. Ihre Wohnung lag am äußersten Ende der Stadt; sie glich einem Kloster, das nur von Büßenden bewohnt wird; überall herrschte feyerliche Stille; stets war die Pforte verriegelt. Nur an den Tagen, die den religiösen Zusammenkünften geweiht waren, sah man abgelebte Mütterchen, empfindelnde, bleichsüchtige Mädchen, und einige Schwarzröcke hineinschleichen.

Den Armen der Stadt war sie eine seltene Wohlthäterin, vorzüglich, wenn sie den Geruch der Frömmigkeit erhalten hatten. Auch die Nichtfrommen erhielten reichliche Spenden. Ihr Wohlthun kam aber nicht aus Achtung für Gesetz und Pflicht, sondern aus sinnlichen Bewegungsgründen; aus einem Triebe nach Vergnügen. Ihr Zweck war dem nach nicht so edel, als die Wirkung wohlthätig war. Sie kannte das Sittengesetz nicht, mithin hatte ihr Thun auch kei-

nen sittlichen Werth. Sie war klug, aber nicht gut. Sie war zufrieden, aber nicht glücklich.

Helene.

Unter der Aufsicht dieser Gräfin lebte Helene — Justinens Tochter. — Schon im eilften Jahre wurde sie der Mutter entrissen, die so glücklich auf das Herz dieses Kindes gewirkt hatte, daß sie dem Vater verzieh, und daß sie, aus Liebe zur Mutter, die unangenehme Trennung mit kindlicher Standhaftigkeit duldete.

Justine kannte die unsittlichen Beweggründe, die ihren Mann bestimmten, das liebevolle Kind von einer Mutter zu trennen, die außer ihr, keine Freundin, keine Theilnehmerin

ihrer

ihrer Leiden hatte; daß er das, was die Erhaltung des Kindes kostete, auf sich selbst verwenden wollte, und daß die Gräfin und ihre Anhänger den braven Vater loben sollten, wenn die Redlichen der Stadt den Heuchler verachteten.

Helene verlohr offenbar durch diesen Wechsel. Die Mutter fand großen Gefallen an der Freymüthigkeit, die das Mädchen in allen Handlungen bewies. Nach und nach hätte sich demnach das Vermögen der Seele entwickelt, sich zu guten Handlungen zu entschließen; sie hätte einen freyen Willen erlangt, dieser Wille wäre auch gut geworden, und die Geistesveredelung war begonnen.

Die Gräfin handelte dieser Neigung ganz entgegen. Helene blieb den ganzen Tag in dem Wohnzimmer der Gräfin, die unaufhörlich ihr Betragen musterte und meisterte. Hierdurch gerieth das Kind in die größte Verlegenheit, bis sie es lernte, alle ihre Handlungen, ihre Worte und die Stellung des Körpers, nach den Blicken und

dem

dem Ton der Sprache ihrer Gebieterin einzurichten.

Dabey mußte sie die Missionsgeschichte der Brüderschaft und ähnliche Schriften vorlesen, und jeden Tag einen langen Denkspruch lernen. Anfangs blieb ihr Herz kalt bey den Leiden und Freuden der besoldeten und begeisterten Menschenbekehrer; als aber die Sinnlichkeit erwachte, da nahm ihr Herz vielen Antheil. Sie liebte die alten und jungen Missionaire, die ihre Gräfin liebte; sie weinte Freuden- und Leidenthränen, wenn die Gräfin weinte.

Auch fand sie vielen Gefallen an den tändelnden Gebeten, und an den winselnden Liedern, und immer endeten sich die religiösen Konventikel viel zu bald. Zuweilen trat sie als Sprecherin auf, und alle Anwesende bewunderten die Salbung, in der sie erklärte und sprach. Sie war der Stolz aller Andächtler.

Wer die schöne, blühende Helene in der

Kirche

Küche sah, der wunderte sich, wie ein kraftvolles Mädchen der Empfindeley huldigen, und der Freyheit entsagen könne, die dem jugendlichen Alter über Alles geht. Andere bewunderten die Stärke ihres Geistes, die Achtung für Gesetz und Pflicht. Wer sie genauer kannte, und sie beurtheilen konnte, der sagte: sie handle aus Eigennutz, um ihres Vortheils willen; ihre Heiligkeit entspringe aus dem äußern Zwang, mit dem sie von der Gräfin geleitet werde, und ihre eigenen Triebe, ihre Neigungen und Leidenschafen machten den innerlichen Zwang aus. Ihr Wille wäre demnach nicht frey, ihr Entschließen nicht das Werk des freyen Willens, und sie besäße die Selbstständigkeit nicht, die dem Gutseyn den eigentlichen Werth giebt.

Und man hatte Recht. Helene war ein Werkzeug in der Hand einer fremden Macht. Sie handelte zwar nicht schlecht, aber auch nicht sittlich gut. Ihr Betragen hatte in dieser Hinsicht keinen Werth.

Justine sah ihre Tochter äußerst selten. Sie hatte allem entsagt, was nur einigen Einfluß auf ihre Tochter haben konnte; das war die Bedingung, unter welcher sie die Gräfin zu sich nahm. Auch paßte Justine zur Gräfin nicht. Die Verschiedenheit der Denk- und Handelsweise erlaubte die Annnäherung nicht.

Helene war ein und zwanzig Jahr, als ihr die Mutter die Nachricht brachte, daß sie die Frau des Konrektors Weber werden sollte. Die Gräfin entschied — indem sie eine Art von Lotterie um Rath fragte — zu Gunsten des Konrektors. Helene erhielt die Weisung, sich zur Verehelichung anzuschicken. Die Gräfin versprach, eine gute Ausstattung zu geben, und das Mädchen ohne Willen — gehorchte. Die religiöse Empfindeley erzeugte schon einige Liebe, ohnerachtet sie den Mann noch nicht gesehen hatte, den sie lieben sollte.

Helene und der Konrektor Weber.

Justine brachte dem Konrektor die Kunde von dem gelungenen Unternehmen, als ihm die Haushälterin eine Menge Bedürfnisse nannte, die er, aus Mangel an Gelde, nicht kaufen konnte. Diese geringe Ursache veranlaßte einen Entschluß, an den er nicht wieder gedacht hatte. Justine erkannte ihren Vortheil. Sie erzählte ihm, daß die Gräfin Spender sein Vorhaben billige; daß sie Helenen reichlich ausstatten, heute noch den Segen über die Verlobte sprechen wolle, und daß er daher dem Mädchen seine Hand selbst anbieten müsse.

Das

Das kam ihm höchst unerwartet. Er gestand, daß er alles Zeremonielle sehr hasse, und er wolle dem Mädchen seine Absicht schriftlich erklären. Justine bewies ihm das Unschickliche seines Vorsatzes, und daß sie und er Wort halten müßten; und der Konrektor entschloß sich, den Gang zu wagen. Nur machte er die Bedingung, daß Justine ihn einführen müsse. Sie versprach es; sie trug ihm die Kleider zusammen; sie rieb und bürstete an den Schmutzflecken; sie kämmte und puderte die Perücke; sie behandelte ihn als ihren seligen Mann. Das gefiel ihm.

Helene war weniger verlegen. Sie war an das Gehorchen gewöhnt, und ihre Begeisterung erweckte das Streben, ihren Mann für die Brüdergemeinde zu gewinnen. Das war ihr hinreichende Ursache.

Die Gräfin stellte dem Konrektor das rothbackige Mädchen vor; er betrachtete sie, wie ein Buch, und die Ausgabe gefiel. Helene fand den Konrektor, wie sie mehrere Männer

kannte, die ihre Begeisterung lobten, und das vertrat die Stelle der Zuneigung. Man reichte einander die Hände; die Gräfin sprach den Segen; sie gab jedem einen Denkspruch, und sie und Justine waren sehr vergnügt, weil sie glaubten, ein gutes Werk gestiftet zu haben. Die Liebenden? Nein! die Verlobten schieden von einander, ohne daß die Trennung schmerzte, und ohne die Stunde des Wiedersehens bestimmt zu haben.

Ich fasse mich kurz. Einige Wochen nachher geschah die Trauung im Hause der Gräfin, die Helenen reichlich ausgestattet hatte, und Justine stand ihrer Tochter in der Einrichtung der Haushaltung redlich bey.

Als es bekannt wurde, daß der Konrektor heirathe, und daß die Gräfin ihrem Kammermädchen die Hochzeit ausrichte und eine reichliche Ausstattung schenke: da lobten alle Andächtler das Weib, das die Pflichten der Religion genau erfüllte. Selbst ihre Feinde urtheilten gemäßigter.

Aber die Gräfin und Justine hatten es nicht überlegt: ob sie verpflichtet wären, zwey Menschen zu vereinigen, die den Zweck ihrer Vereinigung nicht kannten. Die gutmüthigen Weiber hatten an die Lehre des großen Weisen: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun, das thut ihnen auch" nicht gedacht. Sie sahen es nicht ein, daß sie pflichtwidrig handelten, weil sie das nicht thaten, was das Sittengesetz gebietet.

Wer den Konrektor kannte, der wunderte sich, daß sich ein Mann von festem Charakter sich so schnell ändern könne. Aber sie wußten nicht, daß das Denken, Wollen und Handeln dieses Mannes, nicht aus festen Grundsätzen hervorging, und daß es nur Eigensinn war, was sie für Charakter erklärten. Ohne hinlängliche Gründe wollte er, was andere nicht wollten; und was andere wollten, das wollte er nicht. Sein Eigensinn entsprang aber nicht aus einem unerlaubten Vertrauen auf seine Kräfte und Vorzüge, nicht aus der Werthschätzung seiner

selbst:

selbst: sondern aus Mangel des Verstandes; er war charakterlos.

Die Gräfin starb bald nachher; auch Justine starb, und Helene vermißte die leitenden Hände. Sie war gezwungen, selbstständiger zu werden, aber sie wählte die Mittel zum Zwecke nicht. Inniger hing sie an den Büchern, die ihr die Gräfin hinterließ, und immer enger ward der Standpunkt, auf den sie sich einschränkte.

Der Konrektor konnte, durch die Sparsamkeit des Weibes seine Büchersucht befriedigen, und je mehr er an dem todten Wissen Geschmack gewann, desto mehr entfernte er sich von dem Gesetze der Sittlichkeit. Er fand keine Aufforderung zum Edelmuth, d. h. ohne Eigennutz die Pflichten der Liebe mit Standhaftigkeit und Aufopferung zu erfüllen.

Was hätte ein vernünftiger, liebender Mann aus diesem Weibe noch bilden können!

nen! Hierzu war der Konrektor ganz unfähig; sie selbst bot hierzu nicht die Hände, und ohne diese Fähigkeit konnte nichts gewonnen werden. Von beyden Seiten war die Ehe ohne gültige Beweggründe geschlossen. Keiner von beyden Theilen hatte dabey einen vernünftigen Zweck vor Augen, der ihr Thun und ihr' Lassen bestimmte. Ihr Zweck war weder rechtmäßig noch vernünftig. Keiner von ihnen war bereit, das zu wollen, was sie selbst freywillig hätten thun sollen. Er hatte sich nicht freywillig entschlossen, den Zweck und den Willen des Weibes, zum eigenen Zwecke und zum eigenen Willen zu machen. Auch ihr war es nicht bekannt, daß man dann erst liebe, wenn man freywillig den Willen anderer zum Maaßstabe des eigenen Wollens mache.

So lebten zwey Menschen beysammen, die weder gut noch schlecht waren. Sie waren daher weder unglücklich noch glücklich. Die Furcht, welche die Ursachen offener Fehden verscheuchte, erlaubte das Entstehen des Wunsches nach wahrer

rer Glückseligkeit nicht. Nur als strenges Mittel wirkte sie. Helene wollte unter Furcht und Zittern selig werden, und der Konrektor entfernte das Böse aus Furcht, nicht aber aus Abscheu.

Die Konrektorin Helena.

Zwey Jahre lebten **Helene** und der Konrektor **Weber** beysammen, ohne daß etwas geschah, was unsere Aufmerksamkeit verdiente. Der Konrektor hing mit seltenem Eifer an dem todten Wissen, und **Helenen** war die religiöse Empfindeley zur andern Natur geworden. Das vermochte die Gewohnheit, die weiter nichts war, als die Beharrlichkeit und Stärke der **Neigungen**, aber nicht Beharrlichkeit und Stärke des **Willens**. Sie war keusch und züchtig, aber dennoch nicht tugendhaft, im wahren Sinne des Wortes. Vieles opferte sie zwar ihrer Neigung

auf, was andere Weiber in gleichen Jahren und ähnlichen Verhältnissen nicht thaten, allein darum war sie doch noch nicht geschickt zum Kämpfen gegen Reize und Verführungen zum Bösen. Sie verabscheuete die Schamlosigkeit, die Wollust und die Unzucht nicht aus dem wahren Gesichtspunkte; nur konnte sie die Hindernisse nicht aus dem Wege räumen, und die Schwierigkeiten nicht beseitigen, die der Ausführung des guten Willens in den Weg treten konnten. Sie kannte sich selbst nicht, das heißt ihre Kräfte und Vorzüge, ihre Mängel und Fehler: denn nie hatte sie Gelegenheit, ihre Kräfte zu versuchen, und ihre Mängel zu entdecken. Ja, sie hatte Augenblicke, in welchen sie nicht frey vom Eigendünkel und Hochmuth war.

Die Schulobrigkeit verordnete eine Verbesserung in der innerlichen Einrichtung der Konrektoratswohnung. Helene mußte ihre Stube verlassen, die in dem Hof war; sie bezog eine kleinere Stube, deren Fenster auf die gangbarste Straße der Stadt führten. Anfangs stand sie

nur

nur selten am Fenster, bald nachher aber österer. Es gefiel ihr, wenn sie die Vorübergehenden grüssen konnte, und diese dann freundlich zu ihr hinaufblickten, und wieder grüßten.

Helene bekam einen frohern Sinn; sie ward beherzter; sie fühlte sich glücklicher. Allein das Glück kam ihr lediglich aus der Abwesenheit eines unangenehmen Gefühls, verursacht durch das Einförmige ihres Lebens. Bald gewohnte sie die freundlichen Grüsse und Gegengrüsse, und nur selten sah sie Gegenstände, die ihre Aufmerksamkeit fesselten und Unterhaltung gewährten.

Einst bemerkte sie am Fenster des Hauses, das dem ihrigen gerade über stand, einen jungen Mann, der mit vieler Aufmerksamkeit zu ihr herüber blickte. Er grüßte sie; sie grüßte wieder. Die Grüsse und Gegengrüsse verwandelten sich nach einigen Tagen in ein freundliches Lächeln und Entgegenlächeln; endlich aber in ein ernstes Anschauen.

Mehr als sonst wurde sie von ihren häuslichen Geschäften ab- und zum Fenster hingezogen, und unwillkührlich richtete sie dann ihre Augen gegen das Fenster des jungen Unbekannten. Die Nätherey erlaubte ihr das öftere Hinblicken nicht, sie nahm den Strickstrumpf, und ihre Morgengebete wurden erst dann am Fenster gelesen, wenn sich der junge Mann gezeigt, wenn er gegrüßt hatte.

Uebrigens blieb sie, was sie gewesen war. Sie sehnte sich nicht nach einer näheren Bekanntschaft; sie schlief ruhig. Aber wenn sie in der Küche oder sonst im Hause beschäftigt war, und sie dann an den jungen Mann dachte; oder wenn sie lange vergebens nach dem bewußten Fenster hingeblickt hatte, und der junge Mann dann plötzlich erschien: dann fühlte sie eine fliegende Hitze über den ganzen Körper; die Wangen färbten sich röther; das Herz schlug öfterer.

Helene hoffte und fürchtete zugleich, ohne helles Bewußtseyn von diesem Seelenzustande zu haben. Sie fand Wohlgefallen an dem Mann, den sie noch nicht absichtlich mit dem ihrigen verglichen hatte. Sie verwendete mehrere Zeit und Mühe auf ihren Anzug, ohne daß sie dadurch gefallen wollte. Gegen ihren Mann blieb sie, was sie gewesen war.

Fähndrich Rost.

Der junge Mann, der Helenen gegenüber wohnte, hieß Rost. Er war Fähndrich im Garnisonregimente; reich, aber unwissend. Die geübten Soldaten konnte er trefflich im Manövriren üben; er spielte, ritte und — buhlte.

Helene war zwar nicht schön, aber ihre großen blauen Augen, das braune lockige Haar, und die fromme Miene, gaben ihrem Gesicht etwas Eigenthümliches. Niemand hatte in der rußigen Konrektoratswohnung so ein holdes Weibchen vermuthet, am allerwenigsten bey einem frosti-

frostigen Bücherkucker. Der Fähndrich Rost erfuhr es, daß sie durch die Gräfin Spender erzogen war; daß sie für eine Betschwester galt; daß sie selten in die Kirche, nie aber in Gesellschaft gehe.

Das alles war ihm sehr angenehm. Die Erfahrung hatte ihm gelehrt: daß die muntern, jovialischen Weiber ihre Unschuld weit leichter und sicherer bewachen, als die schüchternen und frömmelnden. Nur konnte er keine Gelegenheit zur mündlichen Unterhaltung finden, und auf schriftliche Unterhaltung war er nicht eingerichtet.

Kostete es ihm doch viele Anstrengung, wenn er vierteljährig dem Herrn Vater sein Wohlbefinden melden und um neuen Zuschuß bitten mußte, oder wenn er der Frau Mutter die Schulden entdeckte, die ihn drückten. Das war ein saures Stückchen Arbeit. Alles, was Geräusch machte, wurde dann aus der Stube entfernt; selbst der getreue Mops mußte weichen, und die Thüre ward verriegelt. Karl — der alte Diener —

mußte

mußte draußen Wache stehen und Freund und Feind mit einem trocknen „ist nicht zu Hause" abweisen. Karl meynte dann: der Herr Fähndrich verschließe die Thür, damit ihm der Verstand nicht davon laufe.

Mehrere Tage machte der Fähndrich Versuche einen Brief an Helenen zusammen zu fügen. Karl hatte bereits alle Briefsteller zusammen getragen, die er auftreiben konnte. Seine Zehen und Finger gehorchten dem Einfluß der strengen Kälte; er weigerte sich, länger Wache zu stehen.

Endlich erlöste ein Roman den geängstigten Schreiber und den unwilligen Wächter. Aus mehrern Briefen wurde einer zusammen gebaut; sauber abgeschrieben, laut und im Stillen verlesen, und — er war gelungen; Karl hatte Helenens Aufwärterin gewonnen; sie erhielt den Brief nebst einem versiegelten Packete.

Helene las:

„Nur allein die alles verzehrende Liebesglut, angefacht von brennender Sehnsucht, schwellt mein Begehren, bringt die lodernden Triebe in heftigeres Brennen. Länger nicht kann ich, holde Göttin meines Daseyns! nein, länger mag ich nicht in dem verzehrenden Dahinschmelzen mein Leben verhauchen. Sie müssen, Sie sollen es erfahren, daß Sie die Königin meines Herzens geworden sind. Hier krümmt sich ein Sklave zu Ihren holden Füßen, niedergebeugt durch die unzerstöhrbarste Verehrung; er reicht den ersten Tribut der Liebe hin; ihm werden mehrere folgen. Ach! Ach! Das kochende Herz lähmt die Kräfte meiner Seele, und die zitternde Zunge vermag nur zu sagen: — ich liebe Sie!"

Anton Rost,
Fähndrich bey der Leibkompagnie des löbl. Garnisonregiments von Alsdorf.

Die Unterschrift war roth, und auf dem Rande des Briefes las sie: „mit dem Blute, der liebegeschwellten Ader entronnen". Sie erschrack; der Brief fiel aus den Händen.

Erst nach einigen Minuten war sie etwas gefaßter. Sie eröffnete das Packet; es enthielt himmelblauen Tafft und Brabander Spitzen. Beydes war schön; so schön, daß sie auf einige Augenblicke den Brief vergaß. Der Tribut gefiel, aber der Brief, der Brief und die Blutunterschrift!

Helene stand vor dem Tische, auf dem der Tafft und die Spitzen entwickelt lagen. Jetzt hörte sie den Mann aus der Schule kommen. Sie folgte ihm in seine Stube, das Packet unter dem Arm, den Brief in der Hand. Als sie die Thüre öffnete, langte der Mann mit der rechten Hand einen großen Folianten hervor, und mit der linken gab er das bekannte Zeichen des Schweigens. Helene schwieg; der Mann las emsig; er winkte noch einmal; sie ging.

Noch einmahl wagte sie es, den Brief zu lesen, nachdem sie die blutige Unterschrift mit dem Schnupftuche bedeckt hatte. Aber sie errieth die Absicht des Schreibers nicht; sie erklärte ihn für

blöd-

blödsinnig. In dem nehmlichen Augenblicke warf sie den Brief auf den Tisch, und ein kalter Schauer fuhr ihr durch Mark und Bein. Nein, dachte sie, was ein blödsinniger Mensch giebt, das darf man nicht behalten. Spitzen und Tafft wurden sorgfältig wieder eingepackt, der Brief dabey gelegt, und sehnsuchtsvoll erwartete sie die Stunde, in welcher die Aufwärterin zu kommen gewohnt war.

Die Aufwärterin kam. Aber als Helene ihr das Packet zurück gab, um es dem Manne zurück zu geben, der es sandte: da lachte die Aufwärterin laut auf. Helene betheuerte, daß sie den Geber und Schreiber für blödsinnig halte, aber die Aufwärterin meynte: der Kluge dürfte das wohl behalten, was ein Narre verschenkt. Helene wankte in ihren Entschlüssen. Sie wagte es, den Brief aus dem Packete herauszunehmen, und ihn noch einmal zu lesen.

In diesen Augenblicken trat der Konrektor in die Stube. Helene warf der Aufwärterin

das

das Packet in die Schürze; sie zitterte und blutroth ward ihr Gesicht durch die Schamhaftigkeit. Warum denn? Sie hatte ja den Brief und das Packet zu ihrem Manne getragen; sie wollte ihm ja alles erzählen; sie that also nichts Böses.

Allerdings! Ihr Gewissen — oder wenn man lieber will die Vernunft — beurtheilte ihr Handeln, im Nu, und — es verurtheilte sie. Helene hatte also ein böses Gewissen.

Der Konrektor suchte bloß ein Buch in Helenens Wohnstube; er nahms und ging. Die Aufwärterin war in die Küche entflohn; sie kam zurück, als der Konrektor seine Stube verschloß. Da erschrack Helene noch einmal; und röther ward ihr Gesicht. Sie konnte der Aufwärterin nicht sagen, was sie thun sollte; sie winkte ihr nur.

Die zum Beten bestimmte Stunde schlug. Helene nahm das Gebetbuch, aber beten konnte

sie nicht. Sie legte das Buch aus der Hand, und ihre Angst nahm zu. Sie nahm das Buch noch einmal; sie betete. Aber sie empfand die Zufriedenheit nicht, die sie sonst nach geendigtem Gebete empfand; sie glaubte zwar ihre Pflicht erfüllt zu haben, aber es war dieser Erfüllung etwas vorher gegangen, das jene Zufriedenheit nicht erlaubte. Erst nach einigen Tagen kehrte sie zurück. Nur durfte sie es nicht wagen, aus der Mitte der Stube nach dem Fenster des Fähndrichs zu sehen.

Der Fähndrich Rost hatte sein Vorhaben nicht allein pflichtmäßig auf der Parade angezeigt: er hatte sich schon des Siegs über die Unschuld gerühmt; er war schon beneidet worden; er hatte schon die Abtretung einem andern Offizier angelobt. Darum war es ihm doppelt unangenehm, als ihm Karl das eröffnete Packet und den entsiegelten Brief zurück gab. Doch er wußte sich zu fassen. Eine Lüge bestätigte das Gesagte, und die Spitzen und der Tafft fanden Weiber und

Mäd-

Mädchen, die williger nahmen und die Absicht des Gebers verstanden.

Karl hatte den Brief gelesen. Er murrte von nun an nicht mehr, wenn sein Herr Briefe schrieb und er Wache stehen mußte; Tausend, dachte er, der könnte wohl gar ein Buch schreiben.

Diakonus Dammrod.

Der Diakonus Dammrod sah Helene am Fenster; sie gefiel ihm, und er suchte die Bekanntschaft des Mannes. Das war ihm nicht leicht. Er war gezwungen, große Liebe zur Sprachkunde zu heucheln; sich die Erklärung schwerer Stellen auszubitten, und manches Buch zu opfern, das er theuer bezahlen mußte. Hiervon erfuhr Helene nichts.

Dammrod kam auch, wenn der Konrektor in der Schule war; er suchte ihn dann in Helenens Stube, und so entspann sich eine Bekannt-

kanntschaft. Dammrod war klug; er kannte seinen Vortheil besser, als der Fähndrich Rost, aber seine Klugheit bezielte einen unerlaubten Zweck; sie war unerlaubt. Er machte den Frommen; er lobte Helenens Anhänglichkeit an die Religion, ihre Eingezogenheit und ihre Sittsamkeit; er nannte sie ein seltnes Weib. Das gefiel ihr. Ihre Andächteley erhielt einen neuen Schwung, durch die aufgeregte Sinnlichkeit. Sie gewann sich selbst lieb.

Helene, die es gewohnt war, den frommen Brüdern und Schwestern ihre Schwesterliebe zu schenken, verweigerte Dammroden die Schwesterliebe nicht. Dammrod bewies ihr nun: daß die allgemeine Bruder- und Schwesterliebe sich noch sehr wesentlich von der besondern Schwester- und Bruderliebe unterscheide; daß die letztere nur denjenigen Herzen zukomme, die durch eine besondere Veranlassung Gottes in näherer Verbindung ständen. Und wenn er ihr dann beym Abschiede brüderlich die Hand drückte, und sie seine Hand schwesterlich umfaßte, dann schien

ihr Dammrod der Bruder zu seyn, mit dem sie in einer nähern Vereinigung stehe.

Dammrod kam öfterer; aber nur wenn der Konrektor nicht zu Hause war. Sie sah ihn gerne kommen, aber sie wußte es nicht, warum ihr Herz stärker und öfterer klopfte, wenn die Uhr des nächstliegenden Thurmes den Schluß der Schulstunden verkündigte; und warum dieses Klopfen jedesmahl zunehme, wenn der Konrektor bey ihrer Stube vorbey, in die seine schlich. Das war wieder das böse Gewissen. Damrod bemerkte ihre Verlegenheit; er nannte ihre Gefühle Zaghaftigkeit, die das edle Weib nicht dulden dürfe. Helene glaubte dem Lügner. Nach und nach gewohnte sie diese Empfindung. Das Gewissen blieb, aber sie kehrte sich nicht mehr an seine Urtheile. Dem brüderlichen Händedrucke folgte bald ein Bruderkuß, den sie durch einen Schwesterkuß erwiederte.

Dammrod lenkte das Gespräch auch auf die Ehe. Er bewies ihr: sie wäre nichts anders, als

als ein Vertrag, der sich dann wieder auflöse, wenn einer von den beyden Theilen die angelobten Pflichten nicht erfülle; und daß es die Vernunft erlaube, diesen Vertrag alsdann sogleich aufzuheben. Weil aber hierdurch manche Veranlassung zu Unordnungen in der bürgerlichen Verfassung entstehen würde: so müsse der Vertrag, dem Aeußern nach, so lange bestehen, als die Unterlassung der angelobten Pflichten nicht gerade zu dem einen oder andern Theile nachtheilig würde.

Helene kannte den Vertrag nicht, den sie eingegangen war. Sie glaubte, ihr Mann erfülle seine Pflichten genau; sie hielt ihn für viel besser als ihren eigenen Vater, über den die Mutter sich nie beschwert hatte. Aber Dammrod zeigte ihr das Gegentheil. Er zeichnete einen Mann, den nur ein Engel darstellen könnte, und eine Ehe, die hier auf Erden nie gefunden wird; ihr überließ er die Vergleichung.

Dammrod erkannte für Recht, daß sie den geschlossenen Vertrag für aufgelößt halten

könne,

könne, nur verlangte er, daß sie die Achtung nicht außer Augen setze, die sie dem Manne, als ihrem pflichtmäßigen Erhalter und Beschützer, schuldig sey. Doch er bewies zugleich: daß diese Achtung sehr wesentlich von der Liebe sich unterscheide; daß sie einem Andern ihre völlige Liebe schenken dürfe und könne, ohne der Achtung gegen den Mann etwas zu entziehen.

Helene stutzte. Dammrod verstand die Kunst, durch Gleichnisse zu überzeugen, und hierdurch der Vernunft die Entscheidung zu erschweren. Er erzählte: daß Weiber durch die übertriebene und thörichte Anhänglichkeit an Männer, die den Vertrag nicht erfüllten, höchst unglücklich wären, indeß andere Weiber, in gleichen Verhältnissen, sich ein besseres Schicksal zu verschaffen wüßten. Er kannte Männer, die es nicht wagten, ihre Weiber in dem vertrautesten Umgange mit ihren Liebhabern zu stöhren, weil die Weiber klug genug wären, ihre Männer in den gelehrten Arbeiten nicht zu unterbrechen. Klug? fragte Helene. Allerdings! antwortete Dammrod.

rod. Wer sich zu helfen weiß, der ist klug. Das kann man aber nicht anders, als wenn man auch weiß, was vortheilhaft oder nachtheilig ist; und weiß man dieses, dann muß man auch die Mittel kennen, um den Vortheil zu suchen und den Nachtheil abzuwehren. Wer diese Mittel anwendet, der ist klug. Allein immer muß man sich gefaßt machen, kleinere Nachtheile zu dulden, um größere dadurch abzuwehren; man muß es lernen, den geringen Vortheil zu entbehren, um den größern zu gewinnen. Was oft in der Gegenwart unangenehm ist, das wird durch die Zukunft angenehm. Das heißt mit andern Worten: „schicket euch in die Zeit".

So redete Dammrod, der Freund. Helene beurtheilte jene Weiber schonender, die er in seiner Behauptung als Beweise aufgestellt hatte, und das Gebäude schwankte, das die Gräfin mit Mühe und Sorgfalt aufgerichtet hatte. Helene wußte nicht, daß das Sittengesetz gebiete: der Mensch solle nur auf eine erlaubte Art klug seyn, d. h. nur durch die

Anwen-

Anwendung rechtmäßiger Mittel, Nachtheil verhüten und Vortheil gewinnen; und daß die Pflicht gebiete, alle Verträge zu halten, die nicht gegen das Sittengesetz gerichtet sind; sie auch dann noch zu halten, wenn der gegenseitige Theil seine Pflichten außer Augen läßt. Sie wußte es nicht, daß der redliche Mensch halten müsse, was er versprach, und daß er, um seines Vortheils willen, einer unerlaubten Klugheit nie huldigen dürfe. Das alles wußte Helene nicht genau. Ihre Begriffe von Recht und Unrecht beruhten auf religiöser Empfindeley; sie führten eben so gut zur schlaffen Nachgiebigkeit, als zur übergroßen Strenge.

Durch Dammrod's Erzählung und Behauptung wurde Helene veranlaßt, ihren Mann mit mehrerer Artigkeit zu behandeln. Sie bat, daß er nicht mehr beym Essen lesen möge; sie brachte ihm den Kaffee selbst in die Studierstube; sie drückte ihm die Hand, so oft sich Gelegenheit darbot; sie streichelte die haarigen Wangen; sie raubte ihm sogar zuweilen einen Kuß. Der Konrektor

rektor blieb, was er gewesen war, finster, mürrisch und fühllos.

Helenens Bestreben zu mehrerer Zärtlichkeit, und die Standhaftigkeit, mit der sie die zurückstoßende Kälte des Mannes ertrug, entsprangen schon aus einer unlautern Quelle, ohne daß sie es ahnete. Dammrod hatte so kräftig auf sie gewirkt, daß sie durch die genauere Erfüllung des ehelichen Vertrags die Pflichtvergessenheit ihres Mannes erkennen wollte. Darum war sie so muthvoll in ihrer Unternehmung, so beharrlich in ihrem Vorsatze, den kalten Mann zu erwärmen. Der Saame begann zu keimen, den Dammrod ausstreuete.

Dammrod's Besuche wurden unterhaltender. Stets sprach er über religiöse Gegenstände, und Helene fing an, sich zu überzeugen: daß sie viele Dinge aus einem unrichtigen Gesichtspunkte angesehen habe; daß sie — zu gewissenhaft gewesen war. Sie schätzte den Mann, der so uneigennützig als edel ihr viele Stunden

seines

seines thätigen Lebens widmete. Sie rechnete ihm seine Uneigennützigkeit sehr hoch an. Die Ehrfurcht, mit der er sie behandelte, verscheuchte das Mißtrauen, das sich doch zuweilen meldete; sie bemerkte die Zunahme ihrer Schwäche nicht.

Dammrod kam einst, als die öffentliche Prüfung der Gymnasiasten den Konrektor mehrere Stunden festhielt. Er kam mit der Miene eines Traurenden. Helene forschte nach der Ursache seines Mißmuths. Dammrod weigerte sich, offenherzig zu seyn, und Helene bat. Nun erfuhr sie: daß er sich überzeugt habe, es könne auf dieser Welt der Mensch nicht glückselig werden, mithin wäre alles Streben nach Glückseligkeit vergebens.

Helene gab sich viele Mühe, den Zweifler zu überzeugen, daß er doch wohl Unrecht haben könne, und ihre Religionsbegriffe kamen ihr sehr zu Statten. „Wenn Sie so gut sind", sagte sie, „als Sie mir immer erzählen, gewiß, dann verdienen Sie es, glückselig zu seyn. Weil Sie

aber nicht glückselig sind, so müssen Sie glauben: es wären alle Güter der Welt nicht einmal im Stande, Sie nach Verdienst zu belohnen. Und wenn Sie das glauben, dann können Sie Armuth, Verfolgung, Unterdrückung, Undank, Haß und alles ertragen, was die Entstehung Ihrer Glückseligkeit hindert, Ihr gutes Bewußtseyn bleibt Ihnen ein immerwährendes Stärkungsmittel zum Guten".

„Sie haben allerdings Recht", sagte Dammrod, „der Mensch kann sich der Glückseligkeit würdig machen, allein, weil er nicht glückselig werden kann: so werden Sie es doch erlauben, daß er sich alle Mühe gebe, glücklich zu seyn.

Helene dachte nicht daran, daß nur allein die Sittlichkeit glückselig mache, daß man aber durch lasterhafte Thaten glücklich werden könne, und daß mancher Narre dem Glücke im Schooße sitze. Darum billigte sie Dammrod's Bestreben zum glücklich werden.

Damm-

Dammrod dankte für diese Erlaubniß; er drückte ihre Hand an seinen Mund. „Sie allein“, sagte er, „Sie allein können mich glücklich machen: wollen Sie das“? Helene argwohnte seine Absicht nicht. Mit der größten Ehrlichkeit versprach sie es. Dammrod forderte nun ihre Liebe; ja er betheuerte, daß er ohne sie höchst unglücklich sey.

Das gute Weib wußte nicht, daß Dammrod durch den gesetzwidrigen Gebrauch seines Willens unglücklich war; daß er sein Unglück selbst verschuldete, und daß er die gerechte Strafe seines Verbrechens trage. Sie drückte ihm die Hand; ihr Auge glänzte durch Thränen; sie rückte dem Freunde näher, als sie wollte; sie wußte nicht, was in ihrem Innern vorging.

Dammrod erkannte seinen Vortheil. Er wagte einen heftigen Angriff auf Helenens Tugend. Doch! der Engel des Herrn stand ihr zur Seite. Helenens Bedürfniß, sinnlicher zu lieben, war zwar erweckt, aber dieses Bedürf-

niß wurde nicht durch eine geheuchelte Tugend bewacht. Die Anlage zum Entschlusse, gegen die Sinnlichkeit zu kämpfen, war da, ohne daß sie es wußte. Ihre Liebe gegen Dammrod entstand durch Freundschaft; sie war mehr eine ruhige Hochachtung, als eine warme Leidenschaft. Mit schonendem Ungestüm wand sie sich aus den Armen des Mannes, den sie als Freund hochachtete. Und gewiß! ihr Widerstand war keinesweges der Beweis ihrer Erfahrung, sondern der Beweis ihrer Achtung gegen den ungestümen Forderer, und Achtung gegen die Gesetze ihrer Religion. Die religiöse Tapferkeit prangte in der Farbe der Schamhaftigkeit doppelt schön.

Dammrod wurde durch den mißlungenen Versuch zwar klüger gemacht, aber nicht besser. Er war nicht bloß untugendhaft, d. h. er fehlte nicht bloß aus Mangel an Kraft, gut zu seyn, aus Uebereilung; er war lasterhaft. Mit gnügsamer Beharrlichkeit verachtete er das Sittengesetz.

Die Schamlosigkeit, die aus seiner Denkart entstand, erlaubte ihm die schändlichsten Mittel. Schon am andern Tage kam er wieder. Mit frecher Stirne lobte er Helenens Tugend. Was zwischen ihr und ihm vorgefallen war, nannte er: eine nothwendige Probe der Keuschheit, und sein Betragen leitete er aus einer Pflicht her, die jeder kluge Mensch bey der Wahl seiner Freunde anwenden müsse. Für diese Erklärung mußte Helene dankbar seyn, und neben der Dankbarkeit schenkte sie ihm die Freundschaft wieder.

Allein, sie hatte schlaflose Nächte. Sie wurde roth, wenn sie ihren Mann zärtlich behandeln wollte, und roth, wenn er ihr ins Auge sah. Sie war sich eines Uebels bewußt; sie fühlte die Neigung, dasselbe zu entfernen, aber sie hielt es für unmöglich. Dammrod stand ihr im Wege.

Der Konrektor Weber und seine Frau; der Rektor Schubach und seine Frau, und der Diakonus Dammrod.

Nach geendeter öffentlichen Prüfung der Gymnasiasten entwarf ein Menschenfreund einen Plan, zur Verbesserung der Schule. Der Mann wußte es: daß die trockne Sprachkunde das Herz kalt lasse; daß die neuere Philosophie darauf ausgehe, die Vernunft zu einem unerbittlich strengen Richter zu erheben, gerade zu einer Zeit, wo die Sinnlichkeit früher als sonst erweckt wird, ungestümer als sonst fordert. Er befürchtete daher, es werde die Vernunft einen immerwähren-

den

den Streit mit der Sinnlichkeit unterhalten, und das wechselseitige Siegen und Unterjochen werde beyden Theilen höchst nachtheilig seyn. Darum wollte er zwischen den streitenden Mächten einen Vermittler stellen. Das Herz sollte die unbescheidenen Forderungen der Sinnlichkeit eben so gut mäßigen, als die strengen Befehle der Vernunft mildern. Das Herz wollte er veredeln.

Anton, der Fürst, billigte den Plan. Wenn die Herzen des Volks veredelt sind, dachte er, dann verschwindet der größte Theil deiner Regentensorgen, und dein sorgenfreyeres Herz erlaubt dir, alles zu unternehmen, was es so oft, aber vergebens, von dir forderte. Und er gab alles, was die Ausführung des Plans erheischte, und jedes Hinderniß, das ihm entgegen stand, ward sogleich entfernt.

Dem eisgrauen Rektor Schubach ward der Plan vorgelegt, und ob zwar das hohe Alter und die langjährige Gewohnheit das Betreten

und

und Wandeln eines ungewohnten Weges nicht begünstigte: so erkannte er doch den beabsichtigten Vortheil. Seine zitternde Hand gelobte die möglichste Anstrengung der Kräfte, und sein Herz schlug recht warm für den gefaßten Vorsatz. Er gewann seine Kollegen zu Gunsten der guten Sache; nur der Konrektor Weber blieb — ein kalter, geschmackloser, menschenfeindlicher Sprachforscher. Er allein stand der Ausführung im Wege.

Die Obrigkeit wollte den eigenwilligen Mann mit einer Pension entlassen; das verhütete der Rektor Schubach. Er behauptete, der Konrektor handle nach seiner Ueberzeugung, und er sündige gegen ein Gesetz, das er gar nicht kenne. Darum wollte er, daß man ihm dieses Gesetz bekannt mache, und dann könne man hoffen, daß er sich ihm unterwerfe. Und er gab sich viele Mühe, den frostigen Kollegen, zu Gunsten des neuen Schulplans, zu erwärmen. Das hielt sehr schwer. Er sah es zum voraus, daß der Konrektor am Ende wohl aus Zwang, aus Furcht vor der Strafe

oder

oder aus Eigennutz pflichtmäßig handeln werde, aber nicht aus Pflicht, nicht aus lebhafterer Ueberzeugung.

Einst, als er abermals dem Konrektor etwas zu sagen hatte, traf er ihn nicht zu Hause. Er besuchte Helene, die er noch wenig kannte, und weil er sich sehr bald von der Güte ihres Herzens überzeugte: so glaubte er das Weib gewinnen zu müssen, um durch sie desto kräftiger auf den Mann wirken zu können. Darum machte er sie mit dem Schulplan bekannt; sie erfuhr die Abgeneigtheit ihres Mannes und sein unschickliches Benehmen.

Durch diese und wiederholte Unterredungen lernte Helene einen Mann kennen, der die Pflichten der Güte auch da nicht außer Augen ließ, als er von ihrem Manne mit seltener Härte behandelt wurde. Sie fühlte es, daß der Rektor großmüthig handelte; daß er ein edler Mann war, der seine Pflichten gerne erfüllte, ohne die Schwierigkeiten und Aufopferungen in

An-

Anschlag zu bringen. Was Dammrod mit vieler Mühe nur zum Theil erlangen konnte, das trug sie dem Rektor Schubach ganz entgegen. Ihre Offenherzigkeit erschien in der Eigenthümlichkeit des kindlichen Alters: Sie erzählte ihm: daß Dammrod sie besuche, und daß sie es wünsche, es geschehe seltener.

Der Rektor kannte Dammrod als einen listigen Verführer, und er befürchtete, Helene habe bereits ihre Unschuld verlohren. Allein sie betheuerte ihm das Gegentheil durch ein ehrliches: Nein! und die Schamröthe beurkundete die Wahrheit ihrer Rede. Sie erzählte alles, was zwischen ihr und Dammrod geschehen war.

Nun entwarf der Rektor einen Plan, wodurch Dammrod bestraft und zurückgeschreckt, Helene vorsichtiger und der Konrektor aufrichtiger gemacht werden sollte, ohne daß die böse Welt Gelegenheit fände, zu übeln Nachreden und Mißdeutungen. Alles sollte in aller Stille geschehen, darum lud er sie zum Abendessen ein.

Der Konrektor kam, vom Eigennutze getrieben, weil er wußte, daß der Rektor seine einzige Stütze ausmache. Helene kam, weil sie nichts ahnete, und Dammrod kam auch, weil er wußte, daß Helene aus Freundschaft gegen ihn, und aus Furcht vor ihrem Manne, nichts entdeckt habe, was seiner Ehre nachtheilig war. Er wußte es, daß man die guten Menschen sehr oft beleidigen, sehr lange quälen könne, ehe sie laut werden.

Als die Gäste aus den vollen Schüsseln erhalten hatten, trank der Rektor Schubach: „auf das Wohl aller Weiber, die auch dann tugendhaft bleiben, wenn die Männer weder die Gabe besitzen, noch den Beruf in sich fühlen, ihre Weiber so zu gewinnen, sie so an sich zu fesseln, daß ihnen das tugendhaft seyn leicht wird“.

Dammrod stieß mit seiner Nachbarin Helene an, und er setzte hinzu: „Heil dem Manne,

Manne, dem ein solches Weib zu Theil wird!" „Heil ihm"! sagte der Rektor.

Wenn wir nun annehmen — fuhr der Rektor fort — daß diese Weiber lediglich darum gut bleiben, weil ihnen die Gelegenheit fehlte, schlecht zu werden; daß ihre Tugend nicht aus Achtung gegen das Sittengesetz, sondern aus einer religiösen Furcht, oder aber aus blinder Liebe zum Mann entsprang: sollte es dann wohl erlaubt seyn, sie auf eine harte Probe zu stellen; die Stärke ihrer Neigungen zu erforschen; die Größe ihrer Vorsätze auszukundschaften; sie zum Kampfe gegen das Böse aufzufordern? Und Dammrod antworte: Nein! Es giebt, sagte er, viele Menschen, die während ihres ganzen Lebens Kinder bleiben; die gut sind, wie Kinder; sich fürchten, wie Kinder; glücklich sind, wie Kinder, und die man daher auch als Kinder behandeln muß.

Was würden Sie aber thun — fragte der Rektor — wenn Sie ein kindliches Weib

hätten, und es wollte einer ihrer Freunde sich bemühen, ihr die Kindlichkeit verdächtig zu machen; wenn er ihr bewiese, daß sie so lange tugendhaft bleibe, als sie den Anschein des Lasters vermeidet; wenn er darauf ausgienge, durch religiöse Gefühle ihre Sinnlichkeit aufzureizen, ihr das Kindlichbleiben zu erschweren?

Dammrod fühlte sich getroffen, er konnte nicht antworten.

Nun so will ich Ihnen sagen, fuhr der Rektor fort, was ich thun würde. Ich führte diesen Mann in eine Gesellschaft, von der ich überzeugt wäre, daß sie aus guten Menschen bestehe, oder auch nur aus Menschen, die nicht wollten für schlecht gehalten werden. Ich würde mitten unter sie treten, bitten, daß man einen Kreis um mich schließe, und dann würde ich die Frage thun, die ich so eben fragte. Nun könnte ich doch erwarten, daß einer von ihnen dem Frevler eine Strafe zuerkennen werde; geschähe das: dann würde ich Alle um ihre Einstimmung

 fragen.

fragen. Erführe ich dann, daß sie die Strafe für billig und recht erklärten: dann würde ich den Mann bey der Hand nehmen, der es wagte, die Grundsätze einer kindlichen Religion, durch schändliche Grundsätze zu verdrängen. Jeder ehrliche Mann und jedes ehrliche Weib müßte dann Wort halten, den Bösewicht durch Verachtung bestrafen; ihm müßte die Thüre gewiesen werden. So sprach der Rektor, und der Schweiß quoll auf der Stirne hervor.

Dammrod ward blaß, wie eine Leiche, er zitterte, wie ein Verbrecher, der jeden Augenblick die Konfrontation mit dem Mitschuldigen erwartet. Der Rektor nöthigte die Gäste zu essen und zu trinken, aber Dammrod konnte die Bissen nicht verschlucken, die er im Munde herumwälzte; der Schlund war verengt. Helene stöhrte mit der Gabel auf dem Teller herum; sie nippte aus dem Glase: ihr Gesicht glühte. Der Konrektor aß mit aller Ruhe des Geistes. Der Rektorin wollte die eigene Kost nicht schmecken, und der Rektor aß nicht, weil er befürch-

tete

tete, der Magen werde das nicht verdauen, was während eines Affekts genossen wird.

Dammrod empfahl sich gleich nach Tische; der Konrektor sehnte sich nach seinen Büchern; Helene nach ihrem Stübchen. Die Rektorin fand keinen Gefallen an den stummen Gästen, und der alte Rektor suchte Ruhe.

Helene hatte schlaflose Nächte und unruhige Tage, als Dammrod nicht wieder kam. Sie glaubte durch ihre Offenherzigkeit die Freundschaft verletzt zu haben, die sie ihm schuldig wäre. Das gute Weib litte hierdurch sehr viel. Sie wußte es nicht, daß erst dann wahre Freundschaft unter den Menschen bestehe, wenn man von beyden Seiten sich bestrebte, gute Eigenschaften zu erlangen, Achtung zu verdienen und liebenswürdig zu seyn. Sie wußte nicht, daß wahre Freundschaft auf einem verdienten Vertrauen beruhen müsse; sonst hätte sie leicht den Schluß machen können: daß sie zur Freundschaft gegen Dammrod gar nicht verpflichtet war.

Ihre Offenherzigkeit gegen den Rektor bewies die gute Gesinnung. Sie verbarg ihre eigenen Fehler nicht. Sie handelte nicht pflichtwidrig, denn nie hatte Dammrod ihr sein Betragen als ein Geheimniß anvertraut; sie war keine Verrätherin. Sie war auch nicht schwatzhaft; sie war kindlich.

Therese und Helene.

Der alle Rektor Schubach, den wir als einen edeln und rechtschaffenen Mann kennen; der das Wohl seines Konrektors gründete und zu erhalten suchte; der einen gottlosen Verführer von einem schuldlosen Weibe entfernte; der so warm für die Verbesserung der Schule war: dieser Mann war selbst nicht glücklich; war zu ohnmächtig, sein eignes Weib zu bessern.

Erst im drey und funfzigsten Jahre heirathete er Therese — die Tochter eines Krämers — die ihm ein listiger Eheprokurator —

des

des Mädchens Vormund — aufdrang. Lange sträubte er sich gegen das zudringliche Mädchen, und endlich glaubte er pflichtmäßig zu handeln, wenn er sich einer Verpflegerin antrauen lasse.

Therese war fünf und zwanzig Jahre alt, als sie heirathete. Sie war häßlich und ohne Sitten. Ihre Mutter starb früh, und ihr gewissenloser Vater, übergab sie der Magd. Sie ward naschhaftig, träge, plauderhaft, betrügerisch, schlau, lügenhaft und unreinlich. Kein rechtlicher Mann warb um sie, ohnerachtet ihr der Vater mehr als zweytausend Gulden hinterließ.

Ihren Vater hatte sie nie geliebt, sondern gefürchtet, und ihren Mann fürchtete sie, als ihren Vater. Durch dieses gleiche Verhältniß blieb sie, was sie gewesen war. Sie betrog den ehrlichen Mann bey der Einnahme; sie betrog ihn bey der Ausgabe. Sie hielt auch Gelder zurück, die sie auszahlen sollte, und dazu borgte sie noch baares Geld. Alles in der Absicht, ihre Naschhaftigkeit zu befrie-

befriedigen. Und ob ihr gleich der Mann die erlaubten Ergötzlichkeiten nie untersagte, ohnerachtet er sie vielmehr dazu aufforderte: so liebte sie doch die begünstigten Vergnügungen nicht; nur das heimliche Genießen paßte zu ihrer Denkungsart.

Dafür lebte sie aber in einer immerwährenden Unruhe. Sie fürchtete ihren Mann; sie fürchtete die Gläubiger; sie fürchtete die Theilnehmerinnen ihrer verheimlichten Freuden. Jedesmal erschrack sie, wenn an die Thüre gepocht wurde; und verlangte Jemand ihren Mann allein zu sprechen: dann kannte ihre Angst keine Gränzen. Sie glaubte den Verräther zu erkennen, und schon machte sie sich auf Ausreden gefaßt. Für alle denkbare Fälle hatte sie eine Lüge in Bereitschaft. Mit großer Verzagtheit wagte sie sich dann an ihren Mann, und sie wurde nicht eher wieder beruhigt, bis sie auf eine äußerst listige Weise den Gegenstand der heimlichen Unterhaltung erfahren hatte.

Dabey war sie streng gegen ihre Mägde. Als Meisterin im Betrügen und Lügen ertappte sie dieselben gar bald. Das also, was sie selbst sündigte, das bestrafte sie an andern. Sie war demnach ein völlig lasterhaftes Weib.

Nicht ohne Einfluß auf den Körper blieb diese Gemüthsstimmung. Therese war hager, wie eine Gerippe; die schwarzen Augen lagen tief in ihren Höhlen; die Haare waren vor der Zeit grau geworden; die Haut des Gesichts war gelb, runzelig und fleckig; die Zähne hohl und locker, und stets litte sie durch Mutterbeschwerungen, Magenkrämpfe und Kopfweh.

Weiber, die Ehrgefühl hatten, verachteten das Weib, die so handelte; die ihren guten Mann hinterging; die ihn wie einen Staatsgefangenen hielt. Therese fühlte diese Verachtung, und sie rächte sich durch Verläumdungen, indem sie gerade dasjenige von ihnen sagte, was sie selbst that. Sie wußte es also, daß sie schlecht war; sie wußte es, daß ihr Mann ein besseres

Weib

Weib verdiene. Aber weil sie immer in der Lüge lebte: so erhob sich jenes Bewußtseyn nie zur völligen Ueberzeugung. Und wenn sie auch zuweilen Verdruß und Unlust über ihr Thun und Lassen empfand: so ging diese Unlust doch nicht in Reue über. Alle Schamhaftigkeit war dahin.

Therese hatte unter andern einem Kaufmann funfzehn Thaler vorenthalten, und noch zehn Thaler im Nahmen ihres Mannes von ihm geliehen. Jetzt sollte sie bezahlen. Alle betrügerische Vorspiegelungen blieben ohne Erfolg. Mit Ungestüm drang er in sie; er drohte mit dem Manne; er drohte sogar mit der Obrigkeit.

Therese suchte Hülfe bey ihren Freunden; aber sie erfuhr bald, daß ihre Mitschuldigen zur Freundschaft nicht geeignet waren; daß sie von ihnen nicht geliebt und nicht geachtet wurde. Freundschaft, dieser Balsam des Lebens, konnte aus einer unlautern Quelle nicht entspringen. Vertraulichkeit

konnte neben dem Argwohn, neben dem Neid und der Falschheit nicht bestehen, und die Zärtlichkeit wich, wo die Rohheit ihr Wesen trieb. Therese hatte keine Freunde, auch sie war keinem Menschen in Freundschaft gewogen. Statt der Hülfe erhielt sie Anschläge zu neuen Betrügereyen, allein sie hatte bereits alles versucht; ihre Kunst war erschöpft.

Die Angst vermochte es, daß sie bey ihren Verwandten, bey Weibern Hülfe suchte, die sie verachtete und beneidete, und deren Glück sie lieber zerstöhrt als begünstiget hätte. Hier fand sie eine unerwartet gute Aufnahme. Alle behandelten sie human, d. h. sie nahmen in ihrem Betragen auf die Würde und die Bestimmung des Menschen Rücksicht. Sie gaben sich alle Mühe, die Irrende auf bessere Wege zu leiten; sie sagten ihr nichts als Wahrheit; sie forderten sie zur Offenherzigkeit gegen ihren Mann auf.

Therese, die ihre grundlose Hoffnung unter den Füßen dahin gleiten sah, die tiefer sank,

zweifelte an der Möglichkeit der Hülfe, und ihre Angst wuchs mit jedem Augenblicke. Doch, endlich faßte sie den Entschluß, ihrem Manne alles zu entdecken. Allein, in dem nehmlichen Augenblicke schien ihr der sanfte, gute Greis ein tobender, furchtbarer Richter zu seyn; und ob er zwar in dem nehmlichen Augenblicke die Sprachübungen seiner Schüler mit der heitersten Miene korrigirte: so erwartete sie doch, er werde ein schreckliches Gericht beginnen. Sie nahm die Miene der Zufriedenen an, um sich selbst zu täuschen; und es gelang ihr auf einige Zeit.

Um desto erschöpfender war der Kampf. Die trockne Zunge klebte am trocknen Gaumen; beym heftigsten Durste verabscheuete sie alle Getränke. Ihre Haut ward ungewöhnlich heiß und trocken; das Blut rollte mit Ungestüm durch die Adern; das Herz pochte; die Knie und die Hände zitterten; die Augen schmerzten und waren roth. Nicht fünf Minuten konnte sie auf einer Stelle ruhig bleiben; aus einem Zimmer ward sie in das andere getrieben. Sie unternahm häusliche Geschäfte;

schäfte; alles Geräthe räumte sie in der Plunderkammer auf; die Wäsche legte sie aus einer Kommode in die andere; sie rieb die Möbeln ab; sie bürstete die Kleider aus; sie kleidete sich an und wieder aus. Das mindeste Geräusch veranlaßte heftigeres Zittern und Erschrecken. Sie glaubte, der Gläubiger, der Mann, die Obrigkeit und alle Menschen haben sich vereinigt, sie als eine große Verbrecherin zu entlarven und auf der Stelle zu bestrafen. Therese war krank an Seele und Leib.

Die Einbildungskraft stellte ihr das Uebel, wodurch sie in diesen Zustand gerieth, viel schrecklicher dar, als es wirklich war, und in eben dem Maaße verringerte sie die Wahrscheinlichkeit der Hülfe. Es kam ihr die Frage in den Sinn: „würdest du jetzt bey völlig freyer Wahl Leben oder Tod wählen"? und wirklich wählte sie — nach ihrem Dafürhalten — mit der kältesten Vernunft. Sie stimmte für den Tod, und die Einbildungskraft zauberte ihr den Augenblick der Erlösung von ihren Leiden, als etwas Angenehmes

mes vor. Also Erlösung durch den Tod! das war das einzige, was ihr Trost verlieh, und dieser Trost erweckte den Muth zur Ausführung. Sie erkannte sich selbst als eine Heldin, die die Liebe zum Leben für etwas kleinliches hielt. Sie hielt das für Geisteskraft, was die größte Schwäche des Geistes andeutet. Die Einbildungskraft gebot über die äußern Sinne; sie bethörte das Gedächtniß, sie unterjochte die Vernunft. Alle ihre Leidenschaften drehten sich um einen Gegenstand. Sie wählte noch einmahl zwischen Leben und Tod, und sie ging, um — sich in den benachbarten Teich zu stürzen.

Die Straße, welche zum nächsten Thore führte, ging an Helenens Fenster vorbey; hier saß sie und strickte. Therese blickte zufällig zu ihr hinauf, und sie grüßte das Weib ihres ehrwürdigen Freundes mit gewohnter Freundlichkeit.

Der freundliche Gruß erhellte das Dunkel, in dem Therese sich verirrt hatte. „Du hast doch noch wohl eine Freundin“ dachte sie, und

wie von unsichtbarer Hand geleitet, stand sie in Theresens Stube. „Ich bin ein unglückliches Weib", sagte sie, und Helene sagte ihr, daß sie ein schreckendes Ansehen habe.

Durch diese schuldlose Bemerkung ward Therese in den Zustand zurückgeschreckt, aus dem sie sich beynahe heraus gefunden hätte. Sie schlug die Augen nieder, hüllte sich in ihren Mantel. Aber sie verfehlte die Thür; sie kam in die Kammer, die neben der Stube war. Helene ging ihr nach und fragte: ob sie krank sey, oder was ihr sonst fehle. „Ich will der Schande entfliehn", sagte sie, und wollte zur Thüre hinaus. „Das können Sie nicht" — antwortete Helene — „die Schande ist eine schlechte Meynung, die andere Menschen von uns hegen, ihr können wir nicht entrinnen; erwerben wir uns Ehre, dann verschwindet die Schande".

Therese wurde aufgefordert, das zu beurtheilen, was Helene sagte, und in diesem Augen-

genblicke mußte die Einbildungskraft weichen. das Bewußtseyn kehrte zurück, und mit ihm auch die Liebe zum Leben. Die Wahl zwischen Leben und Tod war das Werk des Augenblicks; sie entsprang nicht aus wiederholten und dauernden irrigen Vorstellungen; sie hatte den Gedanken an den Tod noch nicht lieb gewonnen. Schrecklich wäre daher ihr Zustand gewesen, wenn sie ins Wasser sprang, und dann das körperliche Gefühl die üble Laune verscheuchte.

Helenens zärtliches, ungekünsteltes Benehmen, ihre Dienstfertigkeit, ihre Theilnahme und ihre Herzlichkeit, wirkten auffallend auf Therese. Ohne Zurückhaltung erzählte sie ihr abscheuliches Vorhaben und die Veranlassung dazu. Und gleich nachher forderte sie Helenen zur Hülfe auf; fünf und zwanzig Thaler baares Geld forderte sie von ihr. Helene erschrack; sie zitterte, als hätte sie selbst die That vollbringen wollen; sie rang die Hände und dankte ihrem Gott dafür, daß er sie so kräftig beschützt habe. Das gute Weib! Sie hatte die sämmtliche Habe

des Mannes in ihrem Beschluß; nie hatte er Rechenschaft gefordert, aber stets hatte sie als eine ehrliche Haushälterin, den Vortheil ihres Mannes beabsichtiget. Jetzt wurde sie aufgefordert, etwas zu thun, was sie für unerlaubt hielt. Sie schwieg und war verlegen.

Therese kam bald zur völligen Besinnung; sie schämte sich nicht; sie ward wieder, was sie gewesen war; sie benutzte ihren Vortheil; sie drang ungestüm auf Hülfe; sie drohte sogar, die That zu vollenden, von der sie zurückgehalten wurde. Das that sie mit kaltem Blute. Helene war zu unerfahren, die List zu entdecken, die hier zum Grunde lag; sie hielt es für Pflicht, Therese von dem Selbstmorde zurück zu halten; sie zählte ihr Geld, und es reichte hin. Therese versprach, unter vielen Betheurungen, das Geld in vier Wochen zurück zu zahlen, und Helene glaubte ein gutes Werk gethan zu haben.

Therese wollte fort, um den Kaufmann zu befriedigen, aber die Füße waren zu kraftlos,

den

den ermatteten Körper zu tragen; sie sank auf das Bette und weinte.

Helene hielt diese Thränen für einen sichern Beweis, daß ihr der Vorsatz, sich selbst zu tödten, gereue, und ihr Herz eröffnete sich immer mehr. Sie tröstete, ermahnte und betete, mit einer Würde, die Therese in Erstaunen setzte. Sie bat, daß sich Therese in der Enthaltsamkeit üben, freywillig auf gewohnte Genüsse Verzicht leisten und nie etwas unternehmen möchte, was sie nicht wünschen könne, daß andere Menschen an ihr thäten. Therese fühlte es, daß sie Helenen Dank schuldig war, und sie versprach ihr zu folgen.

Erst gegen Abend konnte Therese den Gang nach Hause wagen. Sie schlich zuerst mit dem Gelde zum Kaufmann; dann aber in ihre Wohnung. Die Ermattung und die Furcht vor dem Tode unterhielt das Andenken an die Lehren, die ihr Helene ertheilte.

Theresens lange Abwesenheit hatte den Mann und die Magd in große Verlegenheit gesetzt; man hatte sie gesucht und nirgends gefunden. Der Mann freuete sich über ihre Rückkehr, und mit väterlicher Theilnahme erkundigte er sich nach der Ursache ihres langen Außenbleibens.

Therese ersann eine Lüge, und — weg war der Vorsatz, sich zu bessern. Doch die Dankbarkeit gegen Helene blieb, und erinnerte sie an den gefaßten Vorsatz. Allein die Erfahrung bewies es, daß ihre Dankbarkeit nicht aus Liebe und Achtung gegen Helene entsprang, sondern aus Eigennutz; sie konnte also keine Veranlassung zum Besserwerden geben. Auch die Dankbarkeit verschwand. Therese blieb, was sie gewesen war; sie ward noch schlechter, geübter.

Helene fragte sich: ob sie auf eine unerlaubte Art das Vermögen ihres Mannes benutzt habe? und das Gewissen entschied nicht zu ihrem Vortheil. Das war ihr unangenehm. Sie

wagte es nicht, strenger mit sich selbst zu rechten; sie legte dem Gewissen ein Stillschweigen auf; sie sann sogar auf Mittel, ihrem Manne die That zu verheimlichen. Herz und Mund fingen an im Widerspruche zu stehen.

Wenn sie sich dann überzeugt hatte, daß sie im Stande seyn würde, die That in einem gefälligern Lichte darzustellen; wenn sie sich stark genug glaubte, die Vorwürfe zu ertragen, die ihr der Mann machen könnte; wenn sie sogar den Muth fühlte, ihn dieserhalb hassen und mit Heftigkeit widerlegen zu können: dann erstaunte sie über sich selbst. Nie hatte sie es vermuthet, daß man eine Sache von so verschiedenen Seiten betrachten, darstellen und entschuldigen könne.

Helene ward nach und nach veranlaßt, nicht mehr wahrhaftig gegen sich selbst zu seyn, darum war es ihr leicht, auch gegen ihren Mann die Pflicht der Wahrhaftigkeit außer Acht zu lassen. Sie blieb demnach auch

nicht

nicht mehr das ehrliche und redliche Weib, daß sie gewesen war; sondern sie war bereitwillig, falsch und ungerecht zu handeln. Die Boßheit wucherte sogar in ihren Herzen. Sie verachtete das Gesetz und die Pflicht, der sie vordem getreu geblieben war, aber ohne daß sie es absichtlich wollte. Was sie als religiöse Schwärmerin gethan hatte, das wirkte nicht so kräftig, als die helle Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Sittengesetzes gewirkt hätte.

Helene stand an einem Abgrunde, an dem das Ufer steil, und das Ausgleiten sehr wahrscheinlich war.

Helene, Therese und der Fähndrich Rost.

Therese hielt nicht Wort; sie brachte das Geld nicht, das ihr Helene geliehen hatte; sie war nicht einmal verlegen, weil sie es vorausgesehen hatte, daß sie die Zahlung zur bestimmten Zeit nicht leisten könne. Das gewöhnliche Beruhigungsmittel aller Menschen, die ohne Plan handeln: „kommt Zeit, kommt Rath!" war auch ihr hinreichend.

Um desto verlegener war Helene. Zwar hatte sie sich gefaßt gemacht, auf Alles, was aus ihrer heimlichen That entstehen könnte; allein es

fehlte

fehlte ihr doch diejenige Beherztheit, die den absichtlichen Verbrecher von dem verführten Verbrecher unterscheidet. Nicht immer konnte sie sich selbst belügen. Die Wahrheit erhob sich mit feyerlicher Würde über den Betrug empor, und in diesen Augenblicken hatte Helene die bittersten Leiden; den drückendsten Unmuth; sie erröthete.

Doch, sie gewohnte auch diese unangenehmen Gefühle, und in den freyeren Augenblicken arbeitete sie dahin, beherzter zu werden. Das Mittel zur Beherztheit fand sie in dem Ersinnen verschiedener Beschönigungsgründe. Sie ward ihr eigener Advokat; und es gelang ihr. Mit kälterem Blute dachte sie an die Möglichkeit, daß Therese gar nicht bezahlen könne; daß ihr Mann Geld für Bücher fordern werde, und in beyden Fällen rühmte sie sich selbst der gewonnenen Beherztheit. Zuweilen faßte sie den Vorsatz, ihrem Manne den Kassendefizit selbst zu entdecken, aber nicht in der Absicht, Verzeihung von ihm zu erbitten, sondern um ihn zum Kampf aufzufordern.

Diese Gemüthsstimmung änderte ihr Betragen sehr. Sie war strenger gegen ihre Aufwärterin; beherzter gegen ihren Mann; weniger gewissenhaft in den Andachtsübungen. Stundenlang lag sie im geöffneten Fenster, und das Gewühle, das auf der Straße war, faßte sie schärfer als vordem ins Auge; sie ward frecher.

Meister Weber starb an der Wassersucht. Der baare Nachlaß reichte zur Beerdigung nicht hin, und der Konrektor ward durch den Leichenbesteller veranlaßt, die Kosten zu übernehmen. Der Leichenbesteller veranstaltete die Beerdigung, und in allen seinem Anordnen hatte er den Konrektor Weber, nicht aber den armen Baumwollenwürker vor Augen. Darum war die Summe nicht gering.

Der Konrekor erhielt den Zettel, und er erstaunte. Stets hatte er die Gebühren mit Vergnügen eingestrichen, die ihm von jeder Leiche mußten entrichtet werden, ohne daß er etwas dafür gethan hatte; aber nie hatte er daran gedacht,

dacht, daß diese Gelder sehr oft unter vielen Bekümmernissen erworben, erborgt, wieder verdient, und wieder bezahlt würden. Gern hätte er sein Wort zurück genommen; das erlaubte aber der Leichenbesteller nicht. Er rief nun Helene in seine Stube; er legte ihr den Zettel vor, und fragte: ob ihre Kasse diese Ausgabe erlaube? und sie antwortete Ja! Der Leichenbesteller nickte ihr zu; er drückte ihr beym Weggehen die Hand; und weg war ihre Beherztheit.

Das Zunicken und das Händedrücken des Leichenbestellers erweckten in ihr die Ueberzeugung, daß ihr Mann pflichtmäßig handele, oder, daß er seine kindliche Dankbarkeit zu erkennen gebe, und dagegen stand nun ihre That in einem häßlichen Dunkel vor ihr. Hätte in diesem Augenblick der Mann Rechenschaft von ihr gefordert, sie wäre nicht im Stande gewesen, die That zu entschuldigen, vielweniger sie zu vertheidigen.

Sie schlich in ihre Stube; sie verschloß ihre

Thüre;

Thüre; sie öffnete leise ihren Schrank; leise zählte sie ihr Geld. Da fand sie denn: daß ihr Kassenbestand bey weitem nicht hinreiche. Nun pochte das Herz ungestüm; das Gesicht glühte; sie holte den Athem tief; die Beherztheit war dahin, und mächtig war ihr Wollen, die That zu verheimlichen.

Helene wandte sich nun an ihre Schuldnerin; sie trug ihre Verlegenheit so lebhaft, als möglich vor; sie bat; sie weinte. Therese hatte kein Geld und — keine Theilnahme. Allein, desto reicher war sie an Vorschlägen.

Als eine Klätscherin wußte sie es, daß einst der Fähndrich Rost Absichten auf Helenens Tugend hatte; daß er durch den Tod seines Vaters ein großes Vermögen erhielt, und daß er sehr unwirthschaftlich damit umgehe. Darum wollte sie, daß Helene bey ihm das Geld borge.

Mit edler Schamröthe wies Helene den

Antrag

Antrag von sich. Wie konnte sie von einem Menschen borgen, den sie für blödsinnig hielt? Therese wußte Rath. Sie erweckte Helenens Eigendünkel, indem sie ihre Schönheit lobte, ihr die Gewalt zeigte, die sie über alle Männer haben könne, sobald sie nur wolle. Und die Nerven, die durch den erwähnten innern Kampf fühlbarer geworden waren, begünstigten das Erwachen der Sinnlichkeit; die Vernunft trat dabey in mehrere Entfernung zurück. Die Angst gebot, einen sichern Zufluchtsort zu suchen, und Helene fand ihn — in dem guten Rath ihrer Freundin. Sie gab ihre Einwilligung; doch mit dem dunkeln Bewußtseyn, daß sie nicht gut handele. Therese hatte sich erbothen, das Geld zu holen, sie glaubte daher, daß sie hierdurch wenigern Antheil nehme.

Therese eilte zum Fähndrich Rost — die Freche! — sie gab ihm die Versicherung, daß Helene durch ihre Forderung seine Liebe erproben wollte, und der junge Held ward stolz auf sein Geld; stolz auf seine Gestalt. Mit Freuden

zählte er die fünf und zwanzig Thaler hin; er verlangte nicht einmahl eine schriftliche Urkunde. Und als Therese sich erboth, bey allen Herzensangelegenheiten die Unterhändlerin zu machen, und der Fähndrich ihr Anerbieten mit dem zärtlichsten Ausdrucke erwiederte: da borgte sie noch funfzehn Thaler auf Helenens Nahmen.

Helene war unterdessen nach Hause gegangen; eine schreckende Vorstellung verdrängte die andere; nichts war vermögend, die Beherztheit zurück zu rufen, durch die sie glücklicher gewesen war. Jemehr sie ihr Handeln beurtheilte, desto mehr erkannte sie das Unerlaubte. Die Vernunft trat in ihre Rechte ein, und die Schamhaftigkeit zugleich mit ihr.

Jetzt brachte Therese das Geld; und röther färbte sich Helenens Wange. Sie hüllte ihr Gesicht ins Schnupftuch ein, und der Klang des Geldes, das Therese frohlockend auf den Tisch hinzählte, erschütterte Seele und Leib. Therese prieß die Bereitwilligkeit des Fähndrichs;

sie

sie rühmte seine Achtung, seine gute Denkungsart, seine Sittlichkeit. Aber jedes Wort fuhr, wie ein Schwerd, durch Helenens Herz; ihre Nerven wurden heftiger angegriffen. Dabey hüpfte das gottlose Weib, wie eine Närrin, in der Stube umher; ihr war ein doppeltes Bubenstück gelungen. Die eigne Schuld hatte sie auf Helenen gewälzt; sie hatte dem Fähndrich sogar etwas zugesichert, das ich nicht verrathen mag.

Das Geld blieb auf dem Tische liegen, als Therese ging; Helene wagte es nicht, hinzusehen, es war ihr ein schreckender Gesellschafter. Weil sie aber den Mann zu Tische erwartete: so fühlte sie sich aufgefordert, das Geld zu verbergen. Das war ein schwerer Kampf. Mit abgewandtem Gesichte legte sie es in ihren Schrank, aber nicht zu ihrem Gelde.

Der Tischler brachte die Rechnung von dem Sarge; ihm folgte der Leichenbesteller. Helene war gezwungen, das Geld des Fähndrichs zu nehmen, allein, ob es gleich die gewöhnliche Münze

des Landes war: so schien es ihr doch anders. Das Glänzen stach ihre Augen, wie ein Blitzstrahl.

Nach den Sitten der Stadt mußte Helene dem Sarge des Schwiegervaters folgen. Sie hatte ihn wenig gesehen; ihr Mann war nicht traurig, und dennoch beweinte sie ihn. Sie weinte laut; die Thränen machten dem Herzen Luft, das durch heimliche Thaten in die Enge getrieben war, die es mißbilligte. Sie überredete sich: ihr Mann habe edel an seinem Vater gehandelt; er habe einen Beweis seiner Dankbarkeit gegeben, und abermals empfand sie die Größe ihres Verbrechens. Sie sah den Edelmuth ihres Mannes verschwinden, wie sein Dankgefühl, wenn sie daran dachte, daß das Mittel zum Zwecke auf eine unrühmliche Art erhalten war.

Therese war eingedenk des gegebenen Versprechens; sie kam oft zu Helenen; sie veranstaltete heimliche Spatziergänge, und weil der

Fähn-

Fähndrich nicht mehr Helenen gegen über wohnte: so wußte sie es immer so einzurichten, daß ihr Weg an seiner Wohnung vorbey ging. Wenn er dann mit der Hälfte des Leibes zum Fenster herausragte; wenn Helene aufgefordert wurde, zu ihm hinauf zu blicken, ihn zu grüßen: dann wankten die Kniee, die Hände zitterten, das Herz pochte, und roth waren ihre Wangen.

Durch Therese erhielt Helene verschiedene Bücher; es waren Komödien und einige Romane. Sie las die erstern, nur war es ihr etwas Neues, die handelnden Menschen redend aufgeführt zu finden. Nie hatte sie eine Komödie gesehen, sie verstand daher den wenigsten Theil. Fand sie Tugendlehren, religiöse Wahrheiten, ernsthafte Sentenzen: dann las sie mit vieler Theilnahme; es that ihr wohl, und sie nickte dem Verfasser Beyfall zu.

Stellen, die die Erregung sinnlicher Gefühle bezweckten, las sie nur flüchtig, und doch pochte das Herz; die Wangen färbten sich. Sie glaubte

von

von dem Geiste der Gräfin Spender belauscht zu werden. Und wenn gar die handelnden Personen fluchten; wenn sie sich und andere verwünschten; oder wenn sie sogar um die Erfüllung irdischer Wünsche, beteten: dann mußte sie das Buch aus den Händen legen; sie war unzufrieden mit dem Verfasser; sie fürchtete Theilnahme an dieser Sünde.

Helene errieth es, ein dunkles Gefühl sagte ihr, daß man ihr Gift vorgesetzt habe; daß man sie durch Süßigkeiten locken wolle. Allein das Gefühl erhob sich nie zur völligen Ueberzeugung; ihm folgte das ernste Verabscheuen nicht.

Das wiederholte Lesen änderte den Geschmack. Sie fand nach und nach einen großen Unterschied zwischen dem lebhaften Vortrag der Komödien, und dem einförmigen Styl ihrer Gebetbücher und der Missionsgeschichten. Und indem ihr die Art des Vortrags gefiel, gefiel ihr auch das Gesagte. Zuweilen fand sie Zweydeutigkeiten; sie gab sich Mühe, den geheimen Sinn

zu errathen, und es gelang. Dann ward sie roth bis über die Ohren, und das Herz pochte ihr ungestüm in der beengten Brust. Auch diese Empfindung verminderte sich; sie konnte zulezt hochauflachen, wenn der Sittlichkeit auf eine feine Art Hohn gesprochen wurde. Die Achtung, die sie stets für alle Bücher gehegt hatte, artete in eine blinde Anhänglichkeit an Komödien und Romane aus. Und mit ihr verschwand auch der Wohlgefallen an den eingemischten Lehren der Sittlichkeit. Sie wurden nur flüchtig gelesen, oder gar überhüpft, und begierig suchte sie die Stellen, welche der Sinnlichkeit das Wort redeten. Begierig verschlang sie das Gift, das sie noch vor kurzer Zeit mit Angst und Gewissensunruhe nur kostete.

Und wenn denn doch zuweilen das Gewissen lauter wurde; wenn die kältere Vernunft über den Werth und den Unwerth ihrer Lektüre, über den Zweck und die Art der Ausführung entschied: dann überzeugte sie sich auch, daß sie ganz anders geworden sey. Sie faßte dann den Vorsaz,

zu

zu ihrer vorigen Lektüre zurückzugehen, und sie fand eine große Beruhigung in diesem Vorhaben. Doch bald nachher nahm sie die Verfasser der Romane und Komödien gegen sich selbst in Schutz, und die Beweggründe hierzu, fand sie in den eingestreuten guten Lehren; um ihrentwillen übersah sie die schlüpfrigen Stellen.

Während dieser Zeit hatte Therese mit dem zudringlichen Fähndrich zu kämpfen, denn er verlangte, daß Therese ihr Wort halte, und diese hatte ihm viel zugesichert. Auch hier wußte sie sich zu helfen. Sie führte Helenen zu einer Freundin, die das Geschäft einer Kuplerin, im Gewande der äußern Anständigkeit, mit vielem Vortheil trieb. Helene glaubte in diesem artigen, sanften, zuvorkommenden Weibe, ihre Gräfin Spender wiedergefunden zu haben; darum hing sie mit kindlicher Liebe an ihr. Allein der Hang zur Andächteley ward nicht aufgeregt; die muntern Scherze gefielen ihr besser, als Singen und Beten. Die Kuplerin war Meisterin ihrer Kunst. Helene bemerkte den allmähligen Uebergang vom erlaubten

Scherze zum unsittlichen Scherze nicht; sie erröthete seltener; sie scherzte mit. Was sie in Büchern gefunden hatte, das fand sie hier; und so wie sie hierdurch mehrern Gefallen an unsittlichen Büchern gewann, gefielen ihr auch die unsittlichen Scherze. Sie waren das Salz der Unterhaltung.

Einst fand sich auch ein junger Mann in diesem traulichen Cirkel ein. Er behandelte die Wirthin, Theresen und Helenen mit vieler Artigkeit; er scherzte und schäckerte mit. Doch zuweilen machte er es ein wenig zu arg; dann drohte die Wirthin mit dem Finger, und er war artiger. Helene sah es gern, wenn die Wirthin den jungen Mann in engere Schranken hielt, aber zuweilen drohte sie ihr doch ein wenig zu bald. Helene nahm die Parthie des Unbekannten.

Auf dem Heimwege erfuhr sie, daß der junge Mann in bürgerlicher Kleidung — der Fähndrich Rost war, und sie wußte nicht, ob sie sich freuen oder schämen sollte. Freuen mußte sie sich, daß der Fähndrich nicht blödsinnig war, und schämen mußte

sie

sie sich doch vor ihrem Gläubiger. Der Kampf zwischen der Freude und der Schamhaftigkeit währte einige Zeit. Die Liebe trat in die Mitte, und die Freude siegte.

Helene gewann immer mehr Muth; sie war entschlossener; auf alles bereiteter, was von Seiten ihres Mannes geschehen konnte. Sie nahm die Ursache ihrer Beherztheit nicht mehr bloß aus sich selbst; sie entnahm ihn aus dem freundschaftlichen Cirkel, der ihr ein sicherer Zufluchtsort geworden war. Und immer weiter rückte die Kluft zwischen ihr und dem Konrektor.

Die Zusammenkünfte wurden verdoppelt, und der Fähndrich Rost blieb unter der Leitung der Wirthin bescheiden und artig. Helene ward sicherer gemacht. Sie hatte ihm einige Kleinigkeiten abgeschlagen, die er zuweilen forderte, und sie glaubte Meisterin ihrer Gefühle zu seyn. Stolz sie war auf ihre Enthaltsamkeit, die sie für eine Tugend hielt, und sie konnte es nicht begreifen, wie ein Weib ihrem Manne ungetreu werden könne.

He-

Helenens Eigendünkel kam dem Fähndrich sehr zu statten. Er wußte mancherley Gefälligkeiten zu erschleichen, und Helene erlaubte ihm heute etwas, das in Vergleichung mit dem, was sie ihm bey den vorhergehenden Zusammenkünften erlaubt hatte, immer nur eine Kleinigkeit blieb. Und so bemerkte sie denn die Abstufung ihrer Schamhaftigkeit eben so wenig, als die Zunahme ihrer Nachgiebigkeit. Die Wirthin drohte nicht mehr mit dem Finger; ihr, nicht aber der eignen Vernunft, überließ sie die Entscheidung über ihr Betragen.

Helene trat dem schrecklichsten Abgrunde näher! Soll ichs erzählen, was sie that? Mein Herz gebietet, daß ich schweige, aber meine Absicht verlangt ein offenes Geständniß. So sey es denn! ich erzähle.

In dem traulichen Cirkel opferte man auch dem Gaumen. Man trank Chokolade, Wein, und zuletzt Liqueure. Diese Reizmittel verfehlten ihre Wirkung nicht; sie vermehrten die Vertraulichkeit, durch die Erregung der Sinnlichkeit. Die Sinnlich-

keit gewann der Vernunft den Vorrang ab; das Herz hatte nichts einzuwenden, und Helene war weniger aufgelegt, die Zudringlichkeiten des Fähndrichs abzuwehren.

Sie hatte nie Gelegenheit gehabt, gegen einen Mann zu kämpfen, den sie nicht liebte, um desto weniger konnte sie dem widerstehen, dem sie gewogen war, ohne daß sie es ahnete. Sie war nicht geübt genug, um ihrem Liebhaber List oder Verstellung entgegen zu setzen; sie war ein unerfahrnes, offenherziges und einfältiges Weib. Zwey heftige Leidenschaften kämpften in ihr; nehmlich die Begierde zu gefallen, und die Furcht ihren guten Namen, ihre Ehre zu verliehren. Und die Vernunft verlohr die Oberherrschaft.

Ich soll es sagen! Helene stand am Ziele, von dem sie sich noch sehr weit entfernt glaubte. In einer abgelegenen Laube, war sie mit dem Fähndrich allein; es war schon finster geworden, und sie ward zum erstenmal mit ausdauernder Lebhaftigkeit angegriffen; angegriffen von einem geübten

Verführer, in Augenblicken, als die Sinnlichkeit ihren Vortheil erkannte und benutzte; das Herz ohnmächtig war und die Vernunft nicht aufgefordert wurde, körperliche Gefühle zu unterjochen. Helene lag dem Verführer im Arm, ehn sie es vermuthete, und doppelt schändlich war ihr Verbrechen, weil sie hierdurch ihre eigene, und Theresens Schuld bezahlte. Das that sie beym dunkelu Bewußtseyn, daß sie sündige; beym Staunen über ihre Lage; beym Vorsatze sich loszuwinden, und bey der Ueberzeugung, daß ihr dieses gelingen könne.

Soll ich nun auch den Gemüthszustand beschreiben, den die wiederkehrende Besinnung veranlaßte? Soll ich die Vorwürfe zählen, die das Gewissen darbot? Soll ich erzählen, was sie in ihrer fest verriegelten Stube that? wie sie da beten will und nicht beten kann? — Nein! bitten will ich, daß man den Entwurf dieses Gemäldes nicht verlange, da schon das leere Papier mich viel zu ohnmächtig hierzu erklärt.

Helene in verschiedenen Verhältnissen.

Ich suche unsere Helene wieder auf — schätzbare Leser! — und finde ein Weib bei ihr, das ich für den geübtesten Teufel halten würde, wenn ich Therese Schubach nicht kennte. Denn sie redet Worte, die sie der Hölle stahl; sie fordert zu neuen Vergehungen auf, durch Grundsätze, die den sichersten Beweis ihrer Verderbtheit abgeben.

Helene hatte viel gelitten, seitdem ihre Sinnlichkeit der Vernunft entschlüpfte; sie weiß es, daß sie sich nicht mehr zu den getreuen Weibern zählen dürfe; daß sie einen Vertrag gebrochen habe, den zwar ihr Mann nie pünktlich erfüllte, gegen

den er aber doch nie so, wie sie, sündigte. Nun hatte sie zwar den Vorsatz gefaßt, in der Folge vertragmäßiger zu handeln, allein sie hat sich zugleich überzeugt, daß sie nicht im Stande seyn werde, hierdurch den Vertrag wieder so herzustellen, als er vor jener That bestand. Diese Ueberzeugung ist Ursache, daß sie nicht mit allem Ernste an ihrer Besserung arbeitet. Heimlich regt sich noch einiges Wohlgefallen an dem verbotenen Umgange und an dem traulichen Cirkel, und neben diesem Wohlgefallen, erhebt sich auch die Abneigung gegen ihren Mann. Nur mit einem Fuße steht sie auf besserem Wege.

In dieser Gemüthsstimmung wird sie von der gottlosen Therese bestürmt. Das Weib behauptet: der Körper wäre für dasjenige nicht verantwortlich, was die Seele denke und wolle; ihm könne es gleichgültig seyn, ob sie diese oder jene Meinungen hege. Dagegen nehme aber auch die Seele keinen Antheil an den körperlichen Genüssen, und was der Körper als Körper thue, das habe die Seele nicht zu verantworten. Hieraus zog sie nun

den

den Beweis: Helene habe dem Fähndrich nur einen körperlichen Genuß erlaubt; sie habe also nur von Seiten ihres Körpers genossen: mithin dürfe sie nicht glauben, daß hiervon die Seele Notiz nehme, oder daß sie für diese Handlung verantwortlich sey. Aber Therese meinte doch, Helene dürfe die Absicht nicht gehabt haben, durch diesen Genuß ihre Abneigung gegen den Konrektor zu beweisen, oder sich an ihm zu rächen.

So sprach Therese; so dachten viele Menschen ihrer Stadt. Dieser Glaube war aus dem benachbarten Lande herübergekommen. Der Landesherr verminderte nehmlich die vielen Festtage, und die obere katholische Geistlichkeit erlaubte das Fleischessen an den Tagen, an welchen die Kirche das Enthalten vom Fleische geboten hatte. Die Altgläubigen seufzten über diese Anordnung; sie thaten heimlich, was sie öffentlich nicht thun sollten, und stets suchten sie den Befehl der Geistlichkeit verdächtig zu machen. Da traten Männer von Muth und Kraft hervor; sie bewiesen: daß der Mensch an geistigen Vorzügen nichts gewinne,

wenn

wenn er einer namhaften Speise, an bestimmten Tagen entsage; daß die Seele an einer solchen scheinbaren Aufopferung keinen Antheil nehme: und die Klügern des Volks willigten dem obrigkeitlichen Befehle. Andre dehnten die ertheilte Erlaubniß auf alle Sinnesgenüsse aus. Kann es der Seele einerley seyn — sagten sie, ob wir Fische oder Fleisch essen; ob wir Rheinwein oder Moselerwein trinken: dann wird sie auch die körperliche Befriedigung des Geschlechtstriebes nicht auf einen bestimmten Gegenstand einschränken wollen; sie wird auch hierinnen dem Körper die Wahl überlassen. Und diese Auslegung fand vielen Beyfall, selbst bey Menschen, die im Uebrigen keine so offenbaren Fehlschlüsse verschuldeten. Sie nannten sich: „Aufgeklärte.“

Zwar gab es unter diesen Aufgeklärten auch einige, die bei ihrem Glauben nicht ruhig blieben. Sie wollten, daß man bei dem körperlichen Genusse darauf sehe, daß dem Nächsten kein Nachtheil widerfahre; und unter dieser Einschränkung glaubten sie ohne Verantwortung geniessen zu dürfen. Allein,

weil

weil sie die Verhältnisse zum Nebenmenschen nicht kannten, konnten sie auch nicht gerecht gegen ihn seyn; nicht vernünftig handeln. Nur den näheren Nachtheil hatten sie vor Augen, um den entfernteren bekümmerten sie sich nicht, ob sie gleich wollten, daß alle ihre Nebenmenschen in allen Fällen thun sollten, was recht und gut war, nicht aber was unrecht und böse war. Sie waren also um kein Haar besser.

Wer die Unschuld verführte, oder die Verführten benutzte, der glaubte erst dann einen Nebenmenschen erhalten zu haben, wenn man ihn überzeugen konnte, daß er Vater geworden war. Konnte er dann durch die Lüge, durch Flüche und Drohungen diese Verbindung nicht auflösen; wollte die Unglückliche sich zu einem falschen Schwur nicht verstehen und einen Fremden nicht als Vater anerkennen; trieb ihn die Furcht in die Enge, und glaubte er, daß die Uebelthat verschwinde, wenn man den Schein vermeidet: dann trat er in gütliche Unterhandlungen; er bezahlte die Summe, um die man einig ward; er glaubte den braven Mann zu machen

chen und — Mutter und Kind! waren seine Nächsten nicht mehr.

Wer eine frechere Stirne hatte, der überließ die Entscheidung der Obrigkeit. Der Ruchlose bezahlte der Unglücklichen — darf ichs sagen? — den Kranz! Etwas weniges gab er zur Unterhaltung des Kindes; zur Unterhaltung der Mutter ward er nicht verpflichtet. Er war wieder frank und frey. Niemand durfte es wagen, sein pflichtwidriges Betragen zu rügen. Das Geld vertrat die Stelle der Sittlichkeit; die erlittene Strafe war das Mahlzeichen der Rechtlichkeit.

Wenn der Vater sein Kind nicht erkennen will, dann ist die sinnliche Mutterliebe selten stark genug, Achtung gegen die Rechte des Nebenmenschen zu erwecken. Darum setzten die Mütter ihre Neugebohrnen in das Findlingshaus, ob sie gleich wußten, daß kaum der sechste Theil der Kinder am Leben blieb. Oder sie übergaben ihre Kinder alten Weibern, die um Sold dienten, und — die schuldlosen Kleinen wurden das Opfer der Eigennützigkeit;

keit; sie starben am langwierigen Hungertode, und Vater und Mutter weinten nicht an ihrem Grabe. Kinder, die der Zufall erhalten wollte, blieben so lange dem Zufalle Preis gegeben, bis sie durch eigene Selbstständigkeit ihr Bestehen behaupten konnten. Auch dann durfte das Kind seinen Vater nicht erkennen.

Die Schamhaftigkeit war eine seltene Tugend; die eheliche Treue eben so selten, und seltener noch die Jünglings- und Jungfräuliche Unschuld. Der getreue Mann galt für einen Pinsel; das getreue Weib für eine Pedantin; den sittsamen Jüngling hielt man für einfältig; das sittsame Mädchen für dumm.

Aber den hielt man für aufgeklärt, der seine Thaten ohne Erröthen erzählte. Und wer sie von andern erzählen hörte, ohne dabey in Verlegenheit zu gerathen: der — blieb, wie jener, geehrt und geschätzt, wenn er reich war, oder wenn er sonst seinen Posten gut ausfüllte.

In frühern Zeiten opferte man den Gaumen auf alle nur mögliche Art. Man schmaußte mehrere Stunden an der reich besetzten Tafel, und die Erfindung der Köche kannte keine Gränzen. Man trank bis zum Taumel, und bloß durch die Zahl der Betrunkenen, zeichneten sich die Gelage gegen einander aus. Der Trunkenbold wurde nicht gehaßt. Allmählig änderte die moralische und politische Freydenkerey den Geschmack. Die Jugend floh vor der Weinflasche und den Stundenlangen Gastereyen; sie fand Gefallen an der freyern Lebensweise, an der Kleiderpracht und überhaupt am Luxus. Die Eltern ließen den Kindern die Wahl, und siehe! — zum Altar der Wollust drängte sich die aufblühende Jugend und das verwelkende Alter. Im buntesten Gemische erkannten die Untergeordneten ihre Vorgesetzten; die Mündel ihre Vormünder; die Gattin den Gatten und ach! die Kinder ihre Eltern. Das Reich der unsittlichen Freyheit und Gleichheit war gegründet.

Wir wissen schon, daß Therese der Sinnlichkeit huldigte, und sie fand in der zahlenlosen

Menge

Menge ihres Gleichen, ihre Beruhigung. Aber es war ihr doch unangenehm, an Helenen ein Weib zu kennen, die anders dachte, und die daher ihre That für ein großes Verbrechen erkannte. Therese konnte diese Aeußerung nicht ertragen; ihre Vernunft entschied, ohne daß sie es wollte, nicht zu ihrem Vortheil, und sie gab sich alle Mühe, die Ursache hiervon zu entfernen. Helene sollte so denken, so reden, wie sie redete und dachte. Doch, in dem unaufhörlichen Bestürmen, fand Helene die Aufforderung, sich ganz von Theresen zu trennen, dem traulichen Cirkel zu entsagen, und den Fähndrich Rost nie wieder zu sprechen. Dieß erklärte sie mit möglichster Freymüthigkeit.

Therese lachte. Helene hatte ihre Schuld dem Fähndrich bezahlt; ihre Absicht war also erreicht, wegen des Mittels zum Zwecke bekümmerte sie sich nicht. Und die Nähe eines besser denkenden Weibes ward ihr unerträglich. Sie ging unter lautem Gelächter.

Beym ruhigern Besinnen erstaunte Helene über das, was von ihr und dem Fähndrich geschah.

Sie konnte es nicht begreifen, wie es möglich war, daß sie etwas thun konnte, das mit ihrer Denkungsart nicht übereinstimmte. Sie wollte sich die erste Veranlassung bis zur That hin, ins Gedächtniß zurückrufen und — die moralische Schamhaftigkeit färbte die Wangen. Helene erkannte ihren Unwerth.

Sie erkannte ihren eigenen Unwerth. Ihre Gesinnung war zwar geändert, aber gut war sie noch nicht. Helene hatte zwar den Vorsatz gefaßt, alle Gelegenheit zu vermeiden, in welcher sie zu ähnlichen Thaten könnte veranlaßt werden; sie floh demnach vor der Sünde, aber nur aus Furcht vor der Strafe; ihr Wille war nicht frey; nicht aus Achtung gegen das Sittengesetz wollte sie besser werden. Ihre Religiosität verlangte ein offenes Geständniß gegen Gott, aber ihre Furcht wußte einen andern Ausweg. Sie entschloß sich, ihrem Mann alles zu sagen, was sie that, und hierdurch wollte sie den Zweck erreichen, den sie für nothwendig hielt.

Dammrod war ihr zuvorgekommen. Er hatte dem Konrektor ihre Lebensart auf die gehässigste Art erzählt, und ihn zur Rache aufgeregt. Eben als sie im Begriff war, ihrem Manne zu beichten, trat er in ihre Stube. Freundlich hieß sie ihn willkommen; mit sanfter Gemüthsstimmung ergriff sie seine Hand; sie wollte reden.

Da hob der Konrektor den drohenden Finger empor; er sagte: „Helene! ich habe vernommen, daß Du heimlich aus dem Hause schleichst, zu einem Weibe, die als eine Kuplerin bekannt ist; daß Du daselbst mit dem liederlichen Fähndrich Rost, in unschicklicher Vertraulichkeit lebst; ich bin gekommen, Dir meinen Unwillen fühlen zu lassen; Dir zu sagen, daß Du mich betrogen hast."

Helene ließ die Hand ihres Mannes fahren; sie schlug die Augen nieder; sie erwartete und sie wünschte es, daß er ihr noch mehr, daß er recht viele Bitterkeiten sage. Sie hielt diese Strafe für gerecht, gern wollte sie gestraft seyn; hierdurch wollte sie ihr Verbrechen büßen. Aber der Konrektor

rekor sagte nur noch: „Dammrod hat mich von Deinem Betragen unterrichtet.“

Der Name „Dammrod“ fuhr wie ein vergifteter Pfeil in Helenens Herz. Schnell fühlte sie sich aufgefordert, dem Manne ihre Rache empfinden zu lassen, den sie bis jetzt für ihren Freund gehalten hatte; er sollte ihre Verachtung empfinden, und — ihre Gemüthsstimmung war geändert. Statt des offenen Bekenntnisses wagte sie es, ihr Betragen zu vertheidigen. Sie that es mit großer Gewandtheit und mit vielem Muth, durch Grundsätze, die sie durch Dammrod kannte; durch Grundsätze, die sie eben so haßte, als den Mann, von dem sie kamen. Ihre Vertheidigung war vollendet, ehe sie es selbst vermuthete; ehe der Vorsatz, sich zu vertheidigen, völlig gefaßt war. Mit Unerschrockenheit sah sie dem Mann ins Auge, der, ohne zu antworten, ihr gegenüber stand, und dessen Kaltblütigkeit mehr Ehrfurcht als Haß in ihr erweckte. Allein, die Vernunft hatte die Zügel aus den Händen gelassen; da war das Einlenken unmöglich.

Auf Helenens Widerrede hatte der Konrektor sich nicht angeschickt. Er verlangte noch, daß sie ohne seine Erlaubniß nicht aus dem Hause gehe, und — die Sache war abgethan.

Helene war allein, und immer noch regte sich der Wille, ihre Lebensart zu vertheidigen, selbst bey dem dunkeln Bewußtseyn, daß sie nichts Gutes wolle. Ihre Reue verwandelte sich in Verdruß; sie ärgerte sich darüber, daß sie nicht klüger, nicht vorsichtiger gewesen war, und — ihr Betragen schien ihr weniger strafbar.

Mehrere Wochen war sie weder kalt noch warm. Sie fühlte zwar keine Neigung, die abgerissene Bekanntschaft zu erneuern, aber sie hatte auch keinen besonderen Gefallen an der einsamen Lebensweise. Mit kälterem Blute dachte sie an die Stunde der Verführung, an die Worte des Mannes; sie hielt seine Befehle nicht aus Achtung gegen ihn, und man hätte sie willig zur Uebertretung gefunden.

Doch, als sie sich überzeugte, daß sie den Beweis ihrer gesetzwidrigen Handlung unter ihrem Herzen nähre; als sie sich sagen mußte, daß ihr Mann keinen Antheil an dem werdenden Menschen habe; da färbten sich die Wangen. Allein diese Schamröthe entsprang lediglich aus dem Bewußtseyn eines Uebels, dessen Entfernung sie für unmöglich erkannte. Sie hatte demnach keinen wohlthätigen Einfluß auf ihre Sinnesänderung. Helene wünschte sich den Zustand der Gleichgültigkeit zurück, in dem sie glücklicher gewesen war, und wirklich hatte sie Stunden, in welchen sie ihre Lage mit vieler Kaltblütigkeit beurtheilte.

Helene hatte einst ihrer Freundin, Therese, im Vertrauen gesagt, in welcher Entfernung sie und ihr Mann geblieben waren. Das hatte diese weiter erzählt. Als nun Helenens Schwangerschaft sich verrieth, da sagte man sich ins Ohr, daß der Konrektor keinen Antheil an ihr habe. Hierdurch fand Dammrods gränzenlose Rache neue Nahrung; er verbreitete die Sage, und der Priesterrock verbarg seine schändliche Absicht.

Nicht der unglücklichen Helene, sondern dem Manne schob er die Schuld zu; um desto sicherer war der berechnete Erfolg. Dammrod brachte die Sage zum Konrektor, und jetzt war er Helenens Feind, zu Gunsten des Konrektors.

Therese blieb auch nicht unthätig. Sie war sich zwar vieler Laster bewußt; allein schwanger war sie doch nie geworden und nun hielt sie Helenen für weit schlechter. Sie erzählte ihrem Manne das Gerücht; die scheinheiligen Weiber wurden verdammt; die kalten Männer bedauert, und der Rektor lobte die Tugenden seines Weibes. Doch, weil er der Sage nicht traute, besuchte er Helenen, und es blieb ihm kein Zweifel.

Die Gegenwart des Rektors erweckte Helenen aus dem Zustande der Gleichgültigkeit. Sie liebte ihn als Vater, und offen lag ihm ihr ganzes Herz. Sie beichtete, wie ein Kind seinem Vater beichtet, den es hochachtet und liebt, und er that an einem fremden Weibe, was er an eignem nicht that. Wie ein kluger Vater, der Strenge und

Güte

Güte glücklich zu paaren weiß, sprach er Trost und Belehrung, und aus dem Munde eines solchen Mannes war die Strenge das Mittel zur Erkenntniß des begangenen Verbrechens, die Güte erweckte den Vorsatz — besser zu werden, und beyde vereinigt, gaben der Seele die Stimmung, zur sanft-regen Thätigkeit. Dem Körper blieb dabey die Kraft zur Vollendung des Kindes, und der Rektor handelte demnach als ein vorsichtiger Mann.

Was der Konrektor durch Dammrod erfuhr: das bestätigte ihm der Rektor. Der ehrliche Alte wollte mit seinem Kollegen überlegen, was in dem vorliegen Fall recht oder unrecht, billig oder unbillig, klug oder unklug sey. Er wollte also nicht um Verzeihung bitten; Helenens That nicht entschuldigen; aber er wollte ihr das Besserwerden erleichtern, und dem Publikum das ärgerliche Beyspiel entziehen.

Allein er verfehlte seine gute Absicht. Der frostige Konrektor stampfte den Fußboden; er fluchte und verfluchte; er schimpfte, tobte, und

ahmte

ahmte seinem Pflegevater, Veltheim, nach. So lange war also das böse Beyspiel ohne Folge geblieben; jetzt erst wirkte es. Helene sollte der Obrigkeit überliefert werden; diese sollte die Ehebrecherin bestrafen; ein gütlicher Ausweg war nicht zu finden.

Der Rektor wußte wohl, daß der gekränkte und betrogene Gatte, in der politischen Welt, das Recht habe, so und nicht anders zu handeln; daß Helene verpflichtet war, ihrem Manne getreu zu bleiben, ohnerachtet er von seiner Seite die Pflichten eines ehelichen Gatten nicht erfüllte. Aber er wußte es auch, daß die obrigkeitliche Strafe nur allein denjenigen befriedigen könne, der sich wohl rächen, aber nicht verzeihen kann, und daß, wenn Helene öffentlich ihr Verbrechen büsse, sie gar leicht die Sache für völlig abgethan halten könne, und daß ihr Besserwerden dann sehr unwahrscheinlich bleibe.

Als ein Mann ohne feste Grundsätze, hatte der Konrektor eher ausgetobt, als der Rektor es ver-

vermuthete. Darum brachte der letztere seine Vorschläge abermals dar. Helene sollte bloß durch das lebhafte Bewußtseyn ihres eigenen Unwerths büßen; hierin das sicherste Mittel zur Besserung finden; der Konrektor sollte sie genauer als sonst beobachten, und so sollten denn die getrennten Eheleute näher zusammenrücken. Alle diese Vorschläge verwarf der Konrektor. Doch endlich war er zufriedener, weil — er nicht verzeihen durfte. Nicht den entferntesten Antheil nahm er an Helenens Schicksal; sein Betragen erweckte weder Dankbarkeit noch Liebe; nur ihre Furcht war um einige Grade gemindert.

Helene gebahr einen Sohn — unsern Karl Weber — Jetzt kämpfte die sinnliche Mutterliebe mit dem Bewußtseyn des begangenen Verbrechens. Das Herz gebot die zärtlichste Behandlung, und die Vernunft — verlangte ein gleichgültiges Benehmen. Helene glaubte ihr Verbrechen zu lieben, wenn sie dem Kinde ihre völlige Liebe schenkte, und es kostete ihr viele Mühe, die Entfernung zu unterhalten.

Der Konrektor blieb gleichgültiger, als Helene vermuthen konnte; er ließ den Knaben vor ihrem Bette taufen, und der Rektor Schubach war Zeuge der Handlung. Dammrod taufte das Kind. Helene sah ihm ins Auge, als er die Agende in die Hand nahm; ihr Blick sagte ihm viel, aber sein Gewissen stand unter der Bothmäßigkeit des Leichtsinns. Er taufte das Kind, und durch die Handlung selbst, hatte er das Mittel, seine Verlegenheit zu verbergen. Er hatte sogar die Frechheit, dem Vater und der Mutter seinen Glückwunsch zu sagen; ihm und ihr die Hand zu drücken. Helene kam aus aller Fassung. Dammrod empfahl sich, ehe sie ihm das sagen konnte, was ihr das Herz zuflüsterte.

Karl Weber und seine Eltern.

Karl war ein gesundes munteres Kind; er blieb es als kleiner Knabe. Durch seine Folgsamkeit, Gelehrigkeit, zuvorkommendes Betragen, gewann er den Beyfall seiner Mutter. Es schien, als wollte er sie mehr zu sich hinziehen; als kenne er die Gefühle ihres Herzens. Aber die Mutter erhielt sich in steter Entfernung, und weil ihr dieses viele Mühe kostete; weil sie eine seltene Aufmerksamkeit auf sich selbst verwenden mußte: so glaubte sie für ihren Fehltritt genug zu leiden, und dieser Glaube stand ihrem Besserwerden im Wege.

Doch,

Doch, wenn Karl seine Hände faltete, wenn sie ihre Gebete verlas; wenn ihre Thränen die seinigen hervorlockten; wenn es ihr schien, er habe ihren Seelenzustand, ihren innern Kampf errathen: dann siegte das Herz. Mit möglichster Inbrunst schloß sie ihn in ihre Arme; Karl klammerte sich an der Mutter fest, und in solchen Augenblicken verschwand das Andenken an die begangene That. Das Herz fand Gefallen an diesem Gefühle, und es verlangte Befreyung von dem quälenden Bewußtseyn.

Da reichte die Vernunft die Mittel dar. Helene erkannte es lebhafter als je, daß sie nicht so gehandelt habe, als sie wollte, daß ihr Mann handele, und ihre Wangen glühthen. Sie faßte den Vorsatz alles zu thun, was sie wollte, das ihr die Menschen thun möchten, und sie fand die Anweisung hierzu in einem Buche, das sie zwar als ein heiliges Buch verehrte, aber als Anweisung zum Besserwerden, und zum Gutbleiben nicht kannte. Im neuen Testament fand sie die

Bahn

Bahn vorgezeichnet, die sie nie betreten hatte; sie verehrte die Vorschrift der ächten Sittlichkeit als das höchste Gesetz, und sie erhielt neben der guten Gesinnung auch einen frohen, heitern Sinn; zu allem Guten war sie geneigter. Doch, nie fühlte sie die Aufforderung, die Glieder der Herrnhuter Brüdergemeinde wieder aufzusuchen, und die erloschene Bekanntschaft aufs neue anzuknüpfen. Sie kannte ein besseres Mittel zum edleren Zwecke.

Bey dieser glücklichen Gemüthsstimmung gelang ihr die Erziehung gut. Karl lernte die Gebote und Verbote kennen, die zu seinem kindlichen Verhältniß paßten; d. h. er erfuhr, was er in bestimmten Fällen thun oder nicht thun sollte. Wenn ihn dann — welches oft der Fall war — die Entscheidung schwer hielt, dann fragte die Mutter: ob es ihm angenehm oder unangenehm seyn würde, wenn ein anderer Knabe dasjenige thun wollte, was er zu thun Willens sey? und wo seine Vernunft über Recht und Unrecht nicht absprechen konnte, dann

half die Mutter aus. Auf diese Art gewöhnte sie den Knaben daran, bey jeder Handlung mit sich selbst Rath zu pflegen; sie gab ihm hierdurch eine zweckmäßige Beschäftigung; das Vermögen des Herzens entwickelte sich zur Veredelung, und die vernünftige Erziehung geschah unter abwechselndem Belehren und Belohnen.

Karls Wißbegierde ward allmählig auf edele Gegenstände gelenkt; er gewöhnte sich zum Ernst, ohne das Kindlichseyn zu verliehren. Nun plagte er die Mutter sehr oft durch Fragen, die sie ihm nicht beantworten konnte. Nie half sie sich dann durch den gewöhnlichen Machtspruch: „warte bis Du älter wirst!" nie speißte sie ihn durch unverständliche Sentenzen ab; sondern sie richtete seine Aufmerksamkeit auf den Theil der Frage, die sie ihm beantworten konnte, und dieß gelang ihr fast jedesmahl.

Der Konrektor nahm keinen Antheil an der Erziehung des Knaben. Er erfuhr es nicht einmahl, daß Karl ohne Anstoß lesen konnte, und

daß

daß er jeden Abend einige Sprüche aus der Bibel, oder Verse aus dem Liederbuche hersagte. Je mehr sich der Konrektor von seinem Weibe und Kinde trennte, desto kälter ward sein Herz.

Karl verlangte von seiner Mutter zu wissen: ob der Vater das Recht habe mit finsterer Miene bey Tische zu sitzen? ihr nicht zu antworten, wenn sie ihn fragte? warum er seinen Vater nicht liebkosen dürfe? Da gerieth Helene in großer Verlegenheit. Sie hielt sich verpflichtet, die Wahrheit zu sagen; Karl ließ sich durch ihr Stillschweigen nicht beruhigen; er drang mit kindlichem Ungestüm auf Antwort.

Da fragte Helene sich selbst: was würdest du wünschen, daß dein Mann dem Knaben antworte, wenn er von ihm die Ursache seines finstern Betragens erfahren wollte? und sie hielt es für Pflicht und Klugheit die Wahrheit zu verhelen. Aber lügen durfte sie doch nicht?

Als nun Karl seine Fragen wiederholte,

ant-

antwortete sie ihm: der Vater hat gewiß seine Gründe, warum er nicht so freundlich gegen uns ist, als wir gegen ihn seyn möchten; wir wollen ihn nicht zwingen, daß er uns diese Gründe sage, sondern wir wollen glauben, daß wir durch unser Gutseyn im Stande seyn werden, ihn freundlicher und liebender zu machen.

Karl war mit dieser Antwort nicht zufrieden; aus eigenem Antriebe ging er in die Stube seines Vaters; er legte ihm die nehmlichen Fragen vor, die er der Mutter that. Der Konrektor belohnte den schuldlosen Vortrag durch eine Ohrfeige; er führte ihn unsanft zur Thüre hinaus. Da regte sich in dem Innern des Knabens etwas, das sich noch nicht geregt hatte. Weinend kam er zur Mutter; er verlangte, daß sie den Vater bestrafe, und es kostete ihr viele Mühe, ihn so zu beruhigen, daß die Achtung gegen den Vater nicht verlohren ging. Sie berief sich auf die Antwort, die sie ihm gegeben hatte; sie forderte ihn zum Fleiße auf. Karl

war fleißiger als vordem, in der Absicht, die Wahrhaftigkeit seiner Mutter zu erforschen. Wer verkennet hier eine Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes?!

Als Karl mehrere Lieder ohne Anstoß hersagen konnte, ging er wieder zum Vater. In der Mitte der Stube trat er, und sein Deklamiren erregte dessen Aufmerksamkeit. Karl bat um ein Buch, und der Vater — warf ihm ein altes Vokabelnbuch entgegen. Mit diesem Geschenke eilte er zur Mutter. Jeden Tag lernte er eine Seite, und binnen einem Jahre war er auf der letzten. Nun trug er das Buch zurück; er verlangte, daß ihn der Vater frage und er antwortete mit vieler Freymüthigkeit.

Die Pflicht des Schullehrers vertrat jetzt die Stelle der Vaterliebe. Der Konrektor betrachtete Karln als seinen Schüler; er berichtigte die fehlerhafte Aussprache; er lehrte ihm die Grammatik und Karl durfte von dem Tage an in der Stube des Vaters bleiben. Ungewöhnlich schnell begriff

er die trocknen Regeln, und schneller als gewöhnlich, lernte er sie anwenden. Dieß hatte er der Menge von Wörtern zu verdanken, die sein Gedächtniß umfaßte. Der Konrektor lernte hierdurch eine Methode kennen, die ihm unbekannt geblieben war; Karl ward ihm hierdurch interessanter und dieses Interesse verschaffte ihm ein leidliches Schicksal.

Auf diese Art verlohr Helene ihren Gesellschafter; Karl verlohr die leitende Hand der Mutter und beyde verlohren noch in vielen Rücksichten. Weil Karl seltener die Gelegenheit hatte, seiner Mutter eine Freude zu machen: so bewirkte er, aus eignem Antriebe, ihr die Erlaubniß, zu einem Spaziergange. Mit dieser frohen Botschaft flog er zu ihr hinunter. Helene war seit ihrer Schwangerschaft nur in die Kirche, nicht aber ins Freye gekommen; sie folgte der Aufforderung ihres Sohnes. Aber als sie den Fuß über die Schwelle der Hausthüre setzte, da stand ihr Verbrechen lebhaft vor ihren Augen. Sie war nicht im Stande, den Gang zu thun; ihre Thränen flossen im reichlichen

 Maaße;

Maaße; sie ging in ihre Stube zurück. Karl weinte mit. Zärtlich forschte er nach der Ursache ihres Traurens; sie drückte ihn an ihr Herz und er forschte nicht mehr. Er erbot sich, alles zu thun, damit sie nie wieder weine, und seine Versicherung verbürgte die Wahrheit.

In diesen Augenblicken kam ihr der Gedanke ein: vielleicht wäre Karl im Stande, den mürrischen Mann freundlicher zu machen; vielleicht könnte er die längst ersehnte Annäherung bewirken. Und sie faßte den Entschluß, ihren Sohn zu diesem Zwecke zu benützen; sich ein glücklicheres Leben zu verschaffen. Sie war schon glücklicher in dieser Vorstellung.

Aber als sie hierzu den Plan entwerfen wollte, da fragte sie sich: ob sie den Gesetzen der erlaubten Klugheit getreu bleibe? ob sie dabey die Pflichten gegen ihr Kind vor Augen halte? Und die Vernunft verneinte die Fragen. Wenn du — so dachte sie — den Knaben veranlassen willst, seinen Vater zu deinen Gunsten zu gewinnen: so

mußt

mußt du ihn mit unangenehmen Verhältnissen bekannt machen; du mußt es ihm zu verstehen geben, daß du das Betragen seines Vaters nicht billigst. Wird er sich dann alle Mühe geben, den Vater zu gewinnen, dann wird er die unerlaubten Mittel eben so gut wählen, als die erlaubten. Du verpflichtest dich dann zur Dankbarkeit, zur Belohnung seiner Liebe, und dein mütterliches Ansehen muß hierdurch offenbar verliehren.

So dachte Helene, und sie überzeugte sich, daß ihre Mutterliebe nie als eine unerlaubte Triebfeder erscheinen dürfe. Der Plan wurde verworfen, und ihre Liebe blieb ohne Eigennutz.

Helene fand ein edleres Mittel zum Zwecke. Ernsthaft ward sie im Umgange mit ihrem Sohn, und er bemerkte den Murrsinn des Vaters weniger. Die lebhaften Aeußerungen ihrer Liebe und Freundlichkeit waren von heute an der Lohn, den Karl durch seinen Fleiß beym Vater sich verdiente, von dem er aber nie Belohnung erhielt. Und

Karl mußte glauben, daß er die Belohnung von der Mutter durch einen Vertrag erhalte, der zwischen ihr und dem Vater bestand, den man ihm aber verheimlichte. Karl erzählte der Mutter, wenn ihm die Arbeit gelungen war, und dem Vater erzählte er die Beweise der mütterlichen Liebe. Auf diese Art rückte Helene ihrem Manne immer näher; sie begann ihn zu achten; seine Kenntnisse zu schätzen, und die Dankbarkeit, die er sich durch seinen Fleiß, im Unterrichte ihres Sohnes erwarb, erregte in ihr ein Gefühl, daß die Stelle der Liebe vertrat, die gewöhnlich Gatten an Gatten knüpft. Helene fühlte sich glücklicher.

Der alte und der junge Sprachforscher lebten in guter Freundschaft beysammen, weil sie einen gemeinschaftlichen Zweck vor Augen hielten. Aber ihre Freundschaft unterschied sich doch sehr wesentlich von derjenigen, die zwischen Mutter und Sohn bestand. Um die Gunst des Vaters zu erhalten, durfte Karl nur — glücklich übersetzen, fleißig auswendig lernen, und treffend antworten. Die Freundschaft der Mutter hingegen, verlangte ein

liebenswürdiges Betragen, Beweise von Herzensgüte, Sanftmuth und Bescheidenheit, Reinlichkeit und Ordnung im Anzuge. Helene wollte, daß ihr Sohn mit Beharrlichkeit die Regeln der Sittlichkeit befolge; daß er Muthvoll und mit Ausdauer gegen die Sinnlichkeit kämpfe; daß er seine Feinde aus Großmuth, nicht aber aus Weichlichkeit liebe; daß er der Wahrheit mit erlaubter Klugheit getreu bleibe. Und es gelang ihm. Helene behandelte ihn mit Würde, Anstand und Höflichkeit; unermüdet war sie in dem Erweisen kleiner und großer Gefälligkeiten; ihre Rechtschaffenheit blieb ohne Eigennutz; sie war aufrichtig, verschwiegen und vertraulich, alles zu seiner Zeit.

Auf diese Art gewannen Mutter und Sohn. Helene erhielt nach und nach diejenige Freymüthigkeit, die sich sehr kenntlich von der Frechheit unterscheidet. Die Menschenfurcht verschwand durch das Bewußtseyn der Rechtschaffenheit. Sie war muthvoll und ihr Muth entsprang aus dem Verlangen alles von sich zu entfernen, was ihrem Besserwerden im

Wege

stand, und weil die Lust dieses zu thun, stets lebhaft zugegen war: so war sie auch gutes Muthes. Jetzt erst benutzte sie die Erlaubniß, die Karl beym Vater auswirkte, oder die er vielmehr als Belohnung seines Fleißes erhielt. Sie führte ihren Sohn ins Freye, und die schöne Natur stimmte das Herz zum Edelmuth.

Immer zärter ward Helenens Gewissen. Die veredelte Schamhaftigkeit röthete die Wangen seltener, aber sie wirkte lebhafter und anhaltender, als eine getreue Wächterin.

Unter allen Mitschülern fand Karl nicht einen, dem er das Vertrauen die Liebe und die Achtung schenken konnte, die er der Mutter so gerne willigte. Zwar übersah er die Fehler seiner Jugendfreunde; gern trug er liebreich ihre Schwächen. Aber dagegen tadelten sie seine Schwächen mit Härte; durch beissenden Spott. Nie war er neidisch oder argwöhnisch, und doch wurde er wegen seinen Kenntnissen beneidet, und man argwohnte, daß seine guten Ausarbeitungen aus der Feder des

Vaters flossen. Ob er zwar seinen Mitschülern sehr oft aus der Verlegenheit half, wenn ihr Wissen nicht hinreichte: so war doch keiner ohne Eigennutz gefällig. Nie hatte er ihre Offenherzigkeit gemißbraucht, aber wenn er seinen Lehrern von ihren boshaften Handlungen Rechenschaft geben sollte, dann sagte er die Wahrheit ohne Zurückhaltung. Dieß nehmliche that er, wenn seine Fehler in Anspruch genommen wurden. Karls gute Gesinnung galt dann für Schwatzhaftigkeit und Einfalt.

Ohne die innigere Freundschaft der Mutter wäre Karl ganz gewiß vom Pfade der Tugend gewichen, da ihm der Vater keine Aufmunterung war; da ihn dieser durch gleiches Handeln nicht belohnte.

Helene gehörte nicht zu den kraftvollen Weltweisen, die lediglich aus Pflicht handeln, ohne auf das Glück oder Unglück Bedacht zu nehmen, das sich an diesem Handeln anschließt. So weit hatte sie es nicht gebracht; sie wünschte

sich

sich ein glückliches Leben; und dieser Wunsch war sehr häufig die Triefeder ihres Gutseyns. Das wollen wir ihr nicht zum Vorwurf machen, weil wir bis jetzt nur Einen kennen, der sich durch diese Seelenstärke auszeichnete, und den dieserhalb alle gebildete Nationen verehren und anbeten. Ja wir glauben in ihm ein Original zu erkennen, das noch kein Sterblicher erreichte. Die heutigen Weltweisen sagen uns zwar, was wir seyn sollen; allein ihr Beyspiel weicht doch mehr oder weniger von ihrer Lehre ab. Auch die Weltweisen sind Menschen.

Weil aber Helene alles, was recht und gut war, mehr liebte, als dasjenige, was ihr Vergnügen machte: so gewöhnte sie sich nach und nach daran, das Unrecht und das Böse mehr zu hassen, als das Mißvergnügen, den Schmerz, oder die unangenehmen Gefühle. Dieß müssen wir an ihr verehren. Und ihre Uebung kam ihr gut zu statten.

Ein bösartiges Gallenfieber überfiel den Konrektor, und am siebenten Tage war er eine Leiche.

Wäh-

Während dieser Zeit hatte er nur wenige Augenblicke völliges Bewußtseyn. Er bemerkte da die Dienstbeflissenheit seines Weibes, und das Gefühl der körperlichen Unvermögenheit, ließ die Dankbarkeit erwachen, die sich nach und nach in seinem Herzen gebildet hatte, die aber bis dahin von der Roheit des Charakters zurückgedrängt wurde. Er drückte ihr die Hand; er lächelte.

Einige Augenblicke vor seinem Hinscheiden brannte die Flamme des Lebens noch einmal helle auf, — um desto schneller völlig zu verlöschen. Der Kranke war kraftvoller und seine Seelenkräfte waren in gleichem Grade lebhaft. Die Seele wirkte freyer, naturgemäßer. Der Sterbende winkte seinem Weibe; er reichte ihr die Hand; er flüsterte ihr ins Ohr: „ich habe verziehen, verzeihe auch mir!" und er war todt.

Helene sank neben dem Bette auf ihre Knie hin. Ihre Hände umfaßten die Hand des Todten; sie hob sie zum Himmel empor. „Ich habe ihm verziehen" — betete sie — mehr konnte

sie nicht. Und als sie aufstand, fühlte sie sich glückli- cher als je. Aus ihrem Herzen war Etwas ver- schwunden, das ich wohl: „Groll" nennen dürfte. Auch von diesem Uebel war sie erlößt, und ihr Herz war empfänglicher für selige Gefühle.

Als sie dem Todten die Augen zugedrückt hatte, und sie ihn genauer ins Auge faßte: da schien ihr die Gesichtsbildung verändert. Verge- bens suchte sie auf der Stirne den Murrsinn; an seinem Munde vermißte sie dem Ernst; alle Mie- nen verriethen Wohlwollen und Sanftmuth. O! du edeles liebenswürdiges Weib! Was du in dem Gesichte des Todten lasest, das stand größten- theils in deinem eignen Herzen.

Mit vieler Gemüthsruhe stand sie neben dem Bette des Verstorbenen, als Karl in die Stube trat. Sie meldete ihm den Tod des Vaters, und der Knabe war tief gerührt. „Ach ich werde ihn nie wiedersehen," sagte er, und er lag in den Ar- men der Mutter. In diesem Augenblicke erhob sich in dem bessergewordenen Weibe das Bewußtseyn

der

der Unsterblichkeit. Mit feyerlicher Würde sagte sie ihrem Sohne: „gewiß! wir werden ihn wiedersehen.“ Ueber das Wie? und das Wo? wurde nicht nachgegrübelt. Die lebhafteste Ueberzeugung huldigte der wohlwollenden Hand des Schöpfers. Neben diesem Vertrauen konnten jene Fragen nicht bestehen.

An die Ueberzeugung — daß sie ihren Mann wiedersehen werde — schloß sich nun der Wunsch, dann auch von ihm geliebt zu werden. Ich will — dachte sie — dann nicht mehr erröthen; unser erstes Zusammentreffen soll mich nicht verlegen machen; ich will so leben, daß es ihm eine Freude seyn soll, mich wieder zu finden. Und sie hatte einen neuen Trieb — gewiß keinen unlautern — zum Besserwerden; das sicherste Mittel zum Gerechtseyn gegen den Verstorbenen. Sie freute sich schon im Voraus, daß ihr Mann sie nicht verkennen werde. Diese Freude wollen wir eben so wenig auf die Rechnung des unerlaubten Eigennutzes bringen, als wir ihre Hoffnung, dereinst gerechtfertigt zu werden, für Eitelkeit erklären.

Helene folgte dem Sarge des Mannes in einer andern Gemüthsstimmung, als sie einst die Leiche ihres Schwiegervaters zu Grabe geleitete. Ihre Thränen flossen dießmal aus einer lautern Quelle. Sie faßte unterwegens den Vorsatz, so gegen alle Menschen zu handeln, daß sie sich das einstige Wiedersehen als etwas Angenehmes denken könne.

Ohnerachtet nun der Konrektor ganz abgesondert von ihr gelebt hatte: so fühlte sie doch ein Bestreben, sich ihm mehr zu nähern. Mehreremal im Tage ging sie in seine Studirstube, als käme sie, ihm ihr Gelübde durch Hand und Mund zu bestätigen. Dieser lebhafte Wunsch gab der Einbildungskraft Stoff. In der Abenddämmerung glaubte Helene, sie sähe ihren Mann am Schreibetische emsig arbeiten. Heftig erschrack sie; die Vorstellung verschwand, aber das Andenken blieb.

Unruhiger als je war die nächste Nacht. Träumend beschäftigte sie sich mit dem Verstor-

benen; immer edeler und besser schien er ihr zu seyn, und desto mehr Reiz gewann die Unterhaltung. Was im Traume unausgeführt blieb, das wurde am Tage fortgesetzt, und in der folgenden Nacht wieder angeknüpft. Alles, was sie that, verrichtete sie mit einer seltenen Aengstlichkeit, die aus der zu weit ausgedehnten Verantwortlichkeit entstand. Helene verlohr ihren freyen Sinn.

Auch Karl wurde veranlaßt so zu handeln, als müsse er dem Geiste seines Vaters Rechenschaft ablegen. Hierdurch unterhielt sie zwar in ihm die Empfindungen des lebhaftesten Dankes; sie hatte zugleich die Erinnerung an die eigene Pflicht, allein sie verwickelte hierdurch den Knaben in ihre Schwärmerey. Karl wurde furchtsam. Helene gab sich alle Mühe, diese Furcht zu verscheuchen; sie stellte ihm dem Vater als den liebevollsten Freund dar, und immer vertrauter ward sie mit dem Geiste, den sie stets in ihrer Nähe vermuthete.

Ein-

Einmal war ihr Traum so lebhaft, daß sie glaubte, der Geist ihres Mannes stehe am Bette; er verlange, daß sie ihm folge, um in jener Welt die Traulichkeit zu stiften, die er in dieser durch sein Betragen unmöglich machte. Sie stand auf; sie kleidete sich an; alles im Traum. Durch einen Stoß an dem Nachttisch erwachte sie, und ein heftiger Schreck warf sie zu Boden. Hier konnte sie sich aus ihrer Verirrung nicht heraus finden; sie rufte ihren Karl, und er und sie lagen eine geraume Zeit mit ineinandergeschlungenen Armen auf dem Fußboden der Kammer; beyde weinten. Helene kam wieder zur Besinnung; aber sie fühlte einen beträchtlichen Verlust ihrer Kräfte; sie kroch in ihr Bette zurück; sie verschloß die Augen, aber das Blut rollte zu schnell durch die Adern; mehrmal fuhr sie durch Schreck zusammen; sie konnte nicht schlafen.

Ende des ersten Theils.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Collenbusch, Daniel C.,

Karl Weber und seine Töchter

Bd.: 1

Altenburg ; Schneeberg 1802

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.389(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301551-0